

Wilhelm Hartnack:

Nicht feilische Ganzheiten, sondern feilische Elemente vererben sich

Man hört und liest oft die Meinung, daß die Lehre von den Chromosomen und Genen als Trägern jeweils besonderer Anlagen und von deren von Mensch zu Mensch unterschiedlichen Fügungen unvereinbar sei mit der Lehre, daß der Mensch eine feilische Ganzheit darstelle. Solcher Ganzheitscharakter sei nicht vereinbar mit dem angeblich „atomistischen“ Charakter der Mendel-Lehre von den Erblelementen. Diese gebe ja doch vom einzelnen aus, die Psychologie aber müsse von der Ganzheit ausgehen. So meinen viele, eine Kluft zu sehen zwischen der Mendel-Lehre und einer Psychologie, die die notwendigen Bedingungen einer echten Ganzheitslehre erfülle. Diese Meinung von solcher grundsätzlichen Gegenfälligkeit steht im Einklang damit, daß allerdings Ganzheitstypenlehren entwickelt worden sind, doch mit dem Anspruch, daß sich die Menschen auf die Typen des betreffenden Systems verteilen lassen müßten, und daß diese Zuordnungen primär und wesentlich seien als alle anderen besonderen Züge und Eigenheiten der Menschen, die demnach gegenüber den primären Typen nur sekundär seien.

Ob Wirklichkeit besteht keine Kluft zwischen der Mendel-Lehre und der psychologischen Ganzheitslehre. Die Mendel-Lehre ist der Ganzheitslehre nicht im Wege, da ja über der Vielgestalt der Anlagen, aus deren Zusammen- und Gegeneinander spielen und aus den Neuzusammenstellungen und -erfahrungen die ganzheitliche Persönlichkeit sich in jedem Wesen neu aufbaut. Mag sie aus noch so zwiespältigem Erbgut sich aufbauen, so kann sie doch als Persönlichkeitszentrale nur als jeweils aus einem Punkte handelnd und entscheidend vorgestellt werden. Die Persönlichkeit ist keineswegs ein Mosaik, sondern das zentrale Erbgut eines organischen Zusammenbaus.

Jeder Mensch ist unter allen Umständen ein neues Anlagegefüge, durchaus aber in dem Sinne, daß manche Anlagen die Persönlichkeit weitgehend durchwirken und den Einbruch wesentlicher Gestaltkräfte für das Ganze geben. Es gibt zahlreiche Wesensarten, die als irgendwie typisch, als das Wesen ausmachend angesprochen werden können, als den Menschen gemeinsam, die wir bei den betreffenden Typen zuordnen. Aber es gibt keine Typen, die nicht mit der Grundlehre des in jedem Menschen neu sich zusammenfindenden Anlagegefüges nach Maßgabe der Erblehre vereinbar wären, wie sie für alles sich zweigleisig fortplantend gilt. Es gibt vor allem keine Typenarbeit in dem Sinne weniger menschlicher Haupttypen, auf die sich die gesamte Menschheit verteilen ließe.

Die einzige wissenschaftlich voll gegründete Aufteilung ist die nach den Rassen als den Abstammungsgemeinschaften von Trägern ähnlicher Anlage und Leistungsgefüge, wie sie sich in sehr langer Zeit durch Auslese gestaltet haben. Außerhalb der Abstammungsgemeinschaft, d. h. bei Mischungen mit anderen Rassen, entstehen infolge der Erbguthalbierung bei der Neukombination alle möglichen Vertauschungen und Neufügungen aus dem gemischten Erbgute. In allen Rassen gibt es Dicke und Dicke, Große und Kleinere. Bekanntlich ist die Körper-

länge viel stärker anlagebedingt als die Dicke und Breite. In allen Rassen gibt es Kluge und Dumme, Träge und Muntere, mehr nach innen Schauende und mehr nach außen Schauende, mehr in ihrem Denken und Empfinden Einseitige, und mehr in sich Zerfallende und Zerfallene. Es geht aber nicht an, irgendwelche Zusammenfassungen solcher Art als Primärtypen hinzustellen. Es sind lediglich Gruppen nach mehr oder weniger willkürlich aufgestellten Einteilungsgrundlagen. Man kann in der Tat trennen nach Menschen mit Dauererträge und solchen mit Wechselstimmung, man kann einteilen in Lenkame und Eigenwillige, Soziale und Selbstfüchtige, Weiche und Harte, Labile und feste, Glatte und Kräfte, Lenke und Unerfene, Redselige und Schweiger, Versämenen und Gefühlsbetonte, Denk- und Willensmenschen, Kernfeste und Mollasfen, Rechte und Unehre, Muntere und Gebückte, Kopfhänger und Tatenfroh. Es ist auch gar nicht schwer, unterschiedliche Korrelationsmaße zwischen solcher Typenzugehörigkeit und den bekannten Rassen festzustellen. Der Sarte ist bei der Nordischen Rasse sicher häufiger als bei der Ostischen, der Lenkame seltener. Eine völlige Übereinstimmung zwischen bestimmtem Körpererträge und feillichem Stil kann es nach den Lebzeiten nicht geben. Leptosome und Schizoide gehen nur etwa zu zwei Dritteln zusammen, also immerhin mehr als durchschnittlich. Es ist denkbar, daß das überdurchschnittliche Zusammengehen etwa damit zusammenhängt, daß die Psychiker nicht so anfällig sein mögen für die die Schizoprenie verursachenden Mängel, die ich in bisheriger Ermangelung einer befriedigenden wissenschaftlichen Deutung der Schizoprenie in ererbten Mängeln der Trennschärfe des Leitungssystems sehen möchte, die früher oder später zur Zerstörung des Persönlichkeitsbildes führen müssen, weil jede Störung des Nachrichtensystems Reize an die falsche Stelle führt und Impulse schlechtet. So hätten wir das Bild der Zerstörung der Einheit der Persönlichkeit (Schizoprenie = Spaltzerreißen). Es ist auch daran zu denken, daß das Überwiegen der Schizotypie in den schlankeren Rassen und Körperformen damit zusammenhängt, daß diese Unartigkeit im Kreise der schlankeren Rassen entstanden sein wird und infolgedessen bei den Trägern dieser Rassencharaktere maßstäblich häufiger ist, so lange nicht eine völlige Durchmischung eingetreten ist.

Jeder Mensch ist eine neue, nie dagewesene und nie wiederkehrende Gefügtheit aus unzähligen Anlagen, die grundsätzlich nach den Mendelgesetzen sich vererben, mit gewissen Kopplungsmöglichkeiten von Genen innerhalb der Kernschleifen und gewissen Überkreuzungen von Kernschleife zu Kernschleife. Solche Kopplungen in engumschriebenen Bereichen und weitgehend zufällig oben als Verständnisbrücke für die Erklärung psychologischer Typen anzusehen (Petermann), ist wissenschaftlich keinesfalls begründet.

Über nicht allein in den unterschiedlichen Zusammenfassungen der Anlagen liegen die Unterschiede der Menschen und Rassen, sondern auch die letzten Anlageelemente selbst sind in den Erbsträngen verschieden. Ein Satz

Kernschleifenpaare steht beim Neger anders aus als bei der weißen Rasse. Gesichert ist überall in der ganzen belebten Natur die Lehre von den Einzelanlagen, ihren Unterschleifen von Mensch zu Mensch, von Sippe zu Sippe und Rasse zu Rasse, und von der in jedem Wesen neuen und einmelligen Fügung der Elemente. Aus dieser Unterschleiflichkeit des Elementarhaften und seiner Fügungen läßt sich jede Individualität deuten. Jede menschliche Seelenkunde muß sich klar über das werden, was allein Erbgegeben sein kann. Das sind die Elemente. Was im Rahmen psychologischer Ganzheitsauffassung als Typenlehre auftritt, hat sich nicht überall klar mit den Erbgesetzen auseinandergesetzt, denn die Typen sind ganz offensichtlich fast durchweg nicht primär, sondern aus elementaren Einheiten zusammengesetzt. Solche Zusammensetzung kann aber nach den Gesetzen der Erbteilung nicht erbübertragbar sein. Eine Seelenkunde, die nicht Erbseelenkunde ist, genügt unseren wesentlichen Forderungen nicht, weil sie uns nicht die Grundlage zu einer klaren Abgrenzung zwischen Erbgut und Umweltwirkung und damit nicht die Voraussetzungen zu einer ausreichend sicheren Prognose gibt. Wir müssen aber dem Wissen darüber näher kommen, was an Menschen erbgeben ist und was nicht. Wenn, wie bei Jaensch, ein S-Typ als „politischer Typus“ hingestellt worden ist, so ist das schlechthin eine Preisgabe des Erbgedankens in Anwendung auf die Typenlehre. Politisch ist Sache der Wertung, und zwar wandelbarer Wertung. Die größten politischen Umschwünge sind geschehen, ohne daß das Mutterbein eines Volkes sich dazu hätte wandeln können. Man kann aber wohl sagen, daß Menschen anderer Wertangelegtheit in Führung kommen können, aber ein Typ, der politische Komponenten hat, kann kein Erbtyp sein. Wenn ferner Typzugehörigkeit im Leben des Einzelmenschen wandelbar sein soll, dann kann es sich erst recht nicht um Erbtypen handeln. Davon kann auch keine Rede sein, nachdem die Meinung ausgesprochen worden ist, daß eine Krankheit wie die Tuberkulose maßgebend auf den Typencharakter einwirken könne.

Wir können jeden vermeintlichen Typ von der Voraussetzung einzelner Erbangelegtheiten und ihrer unterschiedlichen Fügungen her deuten und bedürfen keiner primären Erbtypannahme. Wenn einzelne Anlagen besonders grundlegend und wesensbestimmend auftreten können, so sind auch solche Tüge so häufig, daß damit ein System von wenigen Primärtypen nicht aufzubauen ist. Schwerpunktstellungen sind in der Seelenkunde selbstredend nützlich und nicht zu beanstanden und man kann sie durchaus als beschreibende Typen gelten lassen. Schädlich und irrtümlich aber sind aufteilende Typenlehren wie die Jaensch'sche. Ich denke an das Buch von Jaensch-Althoff¹⁾, in dem es unternommen wird, zwanzig junge Mathematiker auf ein halbes Duzend Typen aufzuteilen und daraus weitgehende Folgerungen zu ziehen.

Die Verwirrung und Störung des Erbgedankens ist Anlaß genug, sich gegen eine Art psychologischer Typik zu wenden, die zur Erblehre keine echte und innere Beziehung hat und damit nicht zur Erbseelenkunde gehört. Es ist ausgeschlossen, mit einigen wenigen Primärtypen der unendlichen Vielfalt der psychologischen Erscheinungen gerecht zu werden. Ich habe den Versuch gemacht, die deutsche Sprache nach Bezeichnungen für Eigenschaften durchzukämmen, die man Menschen bezulegen pflegt. Dieser Eigenschaftskatalog umfaßt Kennzeichnungen aller Art, teils handelt es sich um ständige, teils um vorübergehend wirkende Eigenschaften, teils um solche, die Ausschnitte und einzelne Seiten des Wesens betreffen, teils

um solche, die mehr oder weniger das Ganze betreffen, teils um solche, die mehr aufs Körperliche gehen und teils um solche, die stark aufs Seelische ausstrahlen und es mit berühren oder es allein angehen. Ich habe also den Rahmen ganz weit gesteckt. Innerhalb des Rahmens kann man keine scharfen Grenzen finden für das, was als wesenskennzeichnend für volkstümliche Typen gelten kann und dem, was als nicht so sehr das Zentrum berührend nur Seiten und Eigenheiten kennzeichnet. Alles berührt ja irgendwie die Persönlichkeit als eine Zentrale, nach oder fern, unmittelbar oder mittelbar. Zur Zentrale der Persönlichkeit strömt ja alles an Anlagen, Reizen und Erfahrungen und von dem Zentralpunkte geht alles aus an Vorgängen des Bewußtseins, des Empfindens, des Entschheidens und Handelns. Viele der gefundenen Wesenskennzeichnungen nun kann man als fast oder völlig synonym bezeichnen. All diese Synonyma eingeschlossen, habe ich einschließend der Fremdbedeutung an 3000 Kennzeichnungen menschlicher Wesensarten und Eigenschaften gefunden. Wie weit man Kennzeichnungen als synonym erachtet, ist Messensfrage. Abzüglich der Synonyma bleiben immerhin viele hundert Wesenskennzeichnungen übrig. Demgegenüber erscheint es wenig sinnvoll, etwa im Sinne der Jaensch'schen Typen den Versuch zu machen, die Menschen auf einige wenige Typen zurückzuführen. Daraus wird Unnatur und Gezungenheit. Wir kommen bei dem Glauben an ein System von wenigen Primärtypen zu keiner genügend klaren Erfassung der Grenzen zwischen Anlage und Umwelt, die bei jeder menschlichen Eigenart anders liegt. Ich wiederhole immer wieder, daß uns daran liegen muß, klarer zu sehen in der Entwicklungsbreite. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es gibt überhaupt nur Manifestationen des Angelegten unter irgendwelchem Umwelteinfluß. Alles Angelegte ist irgendwie geformt. Aber es besteht ein weitgehender Unterschied im Entwicklungsspielraum. Kein Dummer kann jemals klug werden. Aber sehr viele, die oft unanständig behandelt haben, können künftig anständig handeln. Und nur wenn wir scheidn zwischen Ansprechbarkeit und dem Angesprochenwerden nach unterschiedlichen Graden und Möglichkeiten Formen wie zu verlässlicheren Diagnosen, Prognosen und Berufszuweisungen. Eine Berufszuweisung auf Grund der Schulischen Typen²⁾ ist nicht angängig, weil in denselben Typen Erbanlage- und Erziehungswirkung durcheinander geht. Betrachten wir dazu einige Komponenten der Schul-Typen. Wirklichkeitsnähe ist teils Anlage, teils Erwerbungs- und Gewöhnungssache, so gut wie Absichtswahrung. „Wertbedingte Grundhaltung“ ist eine viel zu allgemeine Kennzeichnung, denn die Wertansprechbarkeiten der Menschen sind von unbegrenzter Unterschleiflichkeit und dazu nicht selten von polarer Gegenfälligkeit, da manche Menschen von ausgesprochenen Pluswerten, andere von Minuswerten angesprochen werden. Und welche Unterschiede in den Idealwelten! Der eine sieht peinliche Grundstimmungen nach außen und Anpassbarkeit. Es ist nicht scharf zu scheidn zwischen wert- und idealbestimmter Grundhaltung einerseits (also Wertbildung aus dem eigenen Innern) und andererseits der Wertentnahme von außen, der Aufgeschlossenheit nach außen. Der Mensch ist nicht so oder so, ist nicht idealbedingt oder einfühlend weltlos. Es mag einer in die ser Beziehung Mensch von inneren, idealen Massen sein, in jener Beziehung mag er willig aufgeschlossen sein für Wertmaße von außen. Es ist eine falsche Vereinfachung, solche Haltung dem Menschen in jeder Beziehung, in jeder Entscheidung zuzuschreiben. Der Mensch muß nicht typmäßig subjektiv oder objektiv sein, man kann sehr

¹⁾ Mathematisches Denken und Seelenform. Vorträge der Pädagogik und völligen Neupergaltung des mathemat. Unterrichts. Verl. Joh. Amb. Barth, Leipzig 1939.

²⁾ Vergl. mein Buch „Seelenkunde vom Erbgedanken“.

subjektiv sein in dieser und sehr objektiv in anderer Beziehung. Einer kann als Wissenschaftler sehr objektiv sein und als Mensch des privaten Lebens und Anspruchs außerordentlich subjektiv. Schnelligkeit kann eines Menschen Art sein im Reagieren auf Wahrnehmung, im Umstellen und Anpassen, und langsam kann desselben Menschen Art sein im theoretischen Überdenken. Es kann einer einen Sinn für Richtung und Bewegung im Raume haben, der unbewußt sicher arbeitet, während der andere Mensch erst mit langer Überlegung und mit Karte und Kompaß zu einem brauchbaren Ergebnis kommt. In dem einen denkt es gewissermaßen von selbst („Es denkt in mir“), der andere denkt bewußt und willensmäßig. Es ist aber z. B. feineswegs gesagt, daß der Mensch mit dem schnellen und sicheren Ortsinn auch der Mensch mit der sicheren politischen Orientierung ist. Verallgemeinerungen aller Art sind die Gefahr allzu breiter Typenmäßigkeit. Wer subjektiv, beweglich, schnell umstellfähig ist, kann diese Grundhaltung in weiten Bezirken der Persönlichkeit haben, aber er braucht darum nicht in allen so zu sein. Wir müssen uns also hüten vor zu schnellen Verallgemeinerungen und vor falschen Analogien. Die unterschiedlichen Wertansprechbarkeiten lösen die Impulse zum Handeln weitgehend unterschiedlich aus. Der Faulle ist meist nicht total faul, sondern selektiv faul. Der Erregbare ist meist nicht durchweg erregbar, sondern spricht unterschiedlich an. Er kann durch bestimmte Dinge in höchste Erregung gebracht werden, während andere ihn fast lassen. Derselbe Mensch braucht nicht im ganzen seiner Persönlichkeit von Wertgefühlen beherrscht zu sein, er kann in bestimmten Bezirken des Handelns verhältnismäßig gesteuert in andern mehr gemütsbewegt sein. Nach allem: Man tut gut, die Richtung auf das Elementarhafte der Anlagen der anderen Richtung auf das Komplexere und Typische voranziehen zu lassen. Wir kommen der Vielfältigkeit der psychologischen Wesensarten und Prägungen nicht anders nahe als mit der Annahme fast unendlich vielgestaltiger Elemente und ihrer vielgestaltigen Fügbarkeit, immer im Bewußtsein dessen, daß alles elementarhaft Angelegte sich kraft der individuellen Erinnerung des Einzelwesens zur selbstbewußten und bewußt über ihr Handeln entscheidenden Persönlichkeitseigenschaft und -einheit fügt.

Es ist Frage von Fall zu Fall und muß möglichst getrennt beobachtet werden, was etwa an Fähigkeiten und Können

als nicht erbangelegt unerreikbaar ist und was an Entscheidung und Handeln durch geeignete Beeinflussung erreichbar ist. Niemand kann durch Beispiel Flug, viele aber können durch Lehre und Beispiel anständig im Handeln gemacht werden.

So sehr wir alle an unsere Anlagen gebunden sind: Es bleibt ein gewisser Entscheidungsraum für das Handeln, und die Entscheidung in diesem Spielraum hängt weitgehend davon ab, wie weit unsere Triebe und Anlagen durch Angesperrwerden des Gefühls, durch Erkenntnis, durch Beispielwirkung oder sonst wie in Tätigkeit gesetzt, gesteuert oder gehemmt werden. Wir haben keinen Gewinn für unsere Erkenntnis der Grenzen von Anlage und Umwelt aus psychologischen Typenlehren, die sich nicht klar mit der Erbfrage auseinandergesetzt haben. Vertiefte Einsicht können wir nur gewinnen, wenn wir bei der Erfassung der Persönlichkeitseigenschaft auch die Anlageelemente ins Licht der Betrachtung rufen. Gewiß, wir kennen diese Elemente im einzelnen noch nicht, man wird aber sagen können, daß man die Trennbarkeit und Aufstellbarkeit der Elemente nicht leicht zu weit treiben kann. Ein vertieftes Bemühen um das Durchverfolgen von Anlageelementen durch viele Generationen der Sippen wird uns zweifellos in der Erfassung des Erbangelegten weiterführen. Die Arbeiten von Bernhard Schulte-Naumburg sind zweifellos auf dem rechten Wege. Eine Typenlehre, die ihrer Natur nach nicht scheiden kann zwischen den unterschiedlichen Beeinflussungsgraden — das kann man ja nur bei einem Zurückgehen auf Anlageelemente —, kann uns nicht weiter fördern. Je mehr wir — bei aller Anerkennung des Ganheits- und Totalitätsgedankens in Anwendung auf die Zentrale der Persönlichkeit — auf die letzten denkbaren Elemente zurückgehen, je mehr wir z. B. scheiden zwischen funktionalen Anlageelementen und angelegten Wertansprechbarkeiten und in der Wertewelt wiederum zwischen den angelegten Unsperrbarkeiten und dem Raum für ein tatsächliches Angesperrwerden durch Erfahrung und Erziehung, desto bessere Aussicht haben wir, den wirklichen Wesenskern des Menschen zu erfassen und die oft so auseinanderfallenden und jeder Typzuweisung spottenden Einzelstellungen dennoch zusammenzuschauen und auf den Vorrat einer mehr oder weniger einseitlich geschlossenen Persönlichkeit zu bringen.

Anschrift des Verf.: Dresden-Blasewitz, Spobstr. 3.

Gerhard Hennemann:

Rasse und Geisteswissenschaft (Philosophie und Geschichte)¹⁾

Das konkrete Ich, die Gesamtpersönlichkeit (nach der Auffassung Kants als Voraussetzung zur Erkenntnis bloß gegeben), ist, wie man heute weiß, auch rassistisch determiniert. Es besteht kein Zweifel daran und kann exakt nachgewiesen werden, daß gerade in der Geisteswissenschaft eben die Gesamtpersönlichkeit des Forschers „mit ihrem Wollen, Fühlen, praktischen Stellungnehmen“ in die wissenschaftliche Fragestellung hineinpricht, wenigstens dabei auch die intellektuellen Vorgänge besonders betont sind. So wird man auch hier nicht von einer rein „objektiven“ Wissenschaft in dem Sinne, daß sie gar nicht wertete und Stellung nähme, sprechen können.

Die „nach Überpersönlichkeit strebende Haltung des wissenschaftlichen Wissens“, sichtlich des geisteswissen-

schaftlichen Wissens, kann niemals reslos durchgeführt werden, „da bei allem Willen zur Objektivität doch historische, nationale und andere persönliche Bedingungen mit spielen, selbst in Mathematik und Physik“²⁾, wie in den beiden Aufsätzen „Rasse und Mathematik“ und „Rasse und Physik“ dargelegt worden ist. Es ist der lebendige Forscher (und nicht ein abstraktes, blutleeres Subjekt), der erkennt und als solcher natürlich stets „Voraussetzungen“, „Bedingungen“ genannter Art mit in den Erkenntnisprozess hineinbringt, mag man das nun bedauern oder nicht. Das gilt in erhöhtem Maße von der Philosophie, besonders dann, wenn man sie vom nationalsozialistischen Standpunkt als wissenschaftliche Form der Weltanschauung auf faßt, um eine bekannte Formulierung Kriecks zu ge-

¹⁾ Über das Gesamtthema „Rasse und Geist“ sprach der Verfasser vor der Arbeitsgemeinschaft des LWV-Bezirksverbandes Berlin am 15. Dez. 1937.

Dolk und Rasse, Oktober 1941.

²⁾ Richard Müller-Freienfels, „Psychologie der Wissenschaft“ (Leipzig 1936), S. 17.

brauchen. Im Gegensatz zu der spinozistischen und westlichen Grundauffassung muß es mit Schering klar ausgesprochen werden, „daß der Philosoph weder aus dem Absoluten kommt, noch aus einer absoluten Erkenntnis. Er wurzelt wie alle anderen Menschen in der Weltanschauung, die mit seiner Rasse und seinem Volke identisch ist“¹⁾.

Die charakterologische Bedingtheit der Philosophie hat schon Nietzsche in seinem viel zitierten Satze ausgesprochen, der sich zunächst auf die Entscheidung zwischen seiner Philosophie der freien Persönlichkeit und dem unfreien und unpersönlichen Spinozismus bezieht: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist“. Auch an die Lehre siehtes, daß die deutsche Sprache und das deutsche Volkstum Voraussetzungen auch für die deutsche Art der Wissenschaft seien, möge hier erinnert werden. Nietzsche selbst ist der geborene Aktivist (im Gegensatz etwa zu seinem Zeitgenossen Hegel, der mehr der Schauende, ja, wie die jüngste Forschung z. B. Baumerters, nachgewiesen hat, der Gottschauende und Erneuerer deutscher Mystik ist), dessen ganze Philosophie greifbar deutsche Züge trägt, was hier im einzelnen nicht nachgewiesen zu werden braucht²⁾. Gerade in der Philosophie, die durch ihren persönlichen Charakter eine enge Beziehung zur Kunst hat, haben die Probleme, worauf auch Müller-Freienfels mit Recht hinweist, „durchaus den Stil der Denker, einen Stil, der sich auch in deren ganzem Leben offenbart“³⁾.

Wie können weiter mit Fleckner⁴⁾ die nationalen Gruppen unterscheiden. Es gibt z. B. deutsche Unterschiede zwischen der Art deutscher, französischer und englischer Philosophie. Der Empirismus in seiner ältesten Form (Roger Bacon und der Nominalismus) und in seiner nachmaligen Ausbreitung (Locke, Hume und Mill) ist englischer Abkunft; er wurde von dem besonders aufs Empirische, Anschauliche gerichteten englischen Philosophen ausgebildet. Utilitarismus, Pragmatismus und Behaviorismus sind typischer Ausdruck angelsächsischen Geistes. Der Positivismus hingegen ist eine Schöpfung französischer Mentalität (Comte). Alle diese Richtungen fanden bekanntlich auch Eingang in die deutsche Philosophie, deren höchste und originelle Leistungen aber dennoch charakteristischer Ausdruck der deutschen kulturellen Schufkraft bleiben. Weiter ist für die deutsche philosophische Haltung bezeichnend, daß sie die Gegensätze in einer höheren Synthese verstehen will. Unter diesem Gesichtspunkt kann man mit Theodor Saering⁵⁾ z. B. Kants Erkenntnistheorie, als Überwindung und Vereinigung des (englischen) Empirismus und des (französischen) Rationalismus, als eine wesentlich deutsche Leistung auffassen. Ebenso läßt sich Leibniz' Streben, die Gegensätze seiner zeitgenössischen Philosophie in Kontinuität oder doch in Harmonie zu verbinden, als typisch deutsch bezeichnen, wie sich überhaupt Leibniz ganz und gar in die Reihe der deutschen Philosophen, die etwa bei dem Casanovi anhebt und über Kant, Schopenhauer, Virgile bis in die Gegenwart führt, eingliedern läßt. Diese Reihe hebt sich wiederum deutlich ab z. B. gegen die entsprechende Reihe der englischen Denker, was hier jedoch auch im einzelnen nicht nachgewiesen zu werden braucht.

Man kann also von einer Verschiedenheit der wissenschaftlichen, zumal der geisteswissenschaftlichen und philosophischen, Betätigung bei den Deutschen, Engländern und Franzosen sprechen, die sich, worauf wiederum Müller-Freienfels hinweist, oft sogar anregend ausgewirkt hat. Beispielsweise hat die nationale Einseitigkeit Lockes in seiner Erkenntnistheorie „Leibniz auf den Plan gerufen und die Darstellung seines Systems veranlaßt, das eine tiefere und zugleich spezifisch deutsche Erkenntnistheorie begründete. Und Kant bekennt, daß er durch Hume aus dem dogmatischen Schlummer erweckt sei, denn erst in Gegenfänglichkeit zu dem Angelfächten hat er seinen eigenen Stil gefunden“⁶⁾.

Versöhnliche Bindungen (denken wir an den Afrivisten sieht und an den Schauenden Hegel, die beide zum gleichen Volk und zum gleichen Zeitalter gehören!), über die uns die Typologie wertvolle Aufschlüsse gegeben hat⁷⁾, gesellschaftliche, nationale, zeitgeschichtliche usw. Bindungen der Forscherpersönlichkeit wirken immer in oft zwar nicht leicht zu unterscheidender Verwobenheit in den Erkenntnisprozess hinein. Das erläutert Müller-Freienfels an dem Beispiel des englischen Philosophen Locke, an dem wie heute allerdings klar sehen können, „daß seine Wissenschaft nicht bloß aus dem ganz allgemeinen ‚human understanding‘ erwuchs, das er in seinem ‚Essay‘ beschreibt, sondern daß seine ganze Wissenschaft sowohl spezifisch englisches wie spezifisch aufklärerisches Gepräge hat, wobei zugleich seine persönliche, auf klare, nüchternere Erfassung gestellte Art mitsprach. Sein ganzes Denken ist uns heutigen nur verständlich vor dem Hintergrund der spezifisch englischen Kulturgemeinschaft um 1700, die ihm nicht nur die geistigen, sondern auch die moralischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und anderen Voraussetzungen lieferte, ohne die er gar nicht denkbar ist“⁸⁾. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang auch eine Studie über „St. Chamberlain und sein britisches Erbgut“ von Wilhelm Volleath⁹⁾, der nachzuweisen versucht, daß sich im Denken und in der Weltanschauung, ja schon am Schriftsatz dieses Wabldeutschen „angelsächsische, skottische, feltische Züge vererben, bald einzeln und von demerkebareren Eindringlichkeit, bald glücklich im Bunde miteinander“. Solche Beispiele, die in der Gegenwart ja besonders gern angeführt werden, könnten vermehrt werden, doch kam es uns hier nur auf das Grundfällige an.

Tiefgreifender, aber auch problemvoller, als genannte (individuelle, nationale, kulturelle usw.) Einflüsse auf das philosophische Denken ist die grundlegende russische Bindung des Philosophen. Darauf weist Schering mit den Beispielen der Mischjuden Zussel und Scheler hin, bei denen sich, wie unser Autor sagt, hinter ihrem Bemühen, „Begriffe ohne Befragung der Wirklichkeit aufzustellen und das Wesen der Dinge ohne ständige Nachprüfung an der Erfahrung feststellen zu wollen, der typisch jüdische Intellekt“ verbirgt, „welcher die Wirklichkeit unter Konstruktionen verdeckt. Er fürchtet die Wirklichkeit, weil deren Grundtatsachen, wie Kasse ... ihm gefährlich sind“¹⁰⁾. Zussel, der die an sich begriffenwerte Parole: zu den Sachen selbst! herausgab, kammerte (und das ist für ihn eben bezeichnend) zu diesem Zweck, wie er sich ausdrückte, die Wirklichkeit garadaze ein; er ignorierte sie also bewußt. Überhaupt handelt es sich beim jüdischen Denken, mit Alfred Grunsky gesprochen, um einen „absolut widerwilligen Formalismus, der von jedem Konkreten Widen, von jeder gegebenen Wirklichkeit absieht“¹¹⁾. „Es gibt

¹⁾ Walter-Mathias Schering, „Weltphilosophie“ (Leipzig, 1939), S. 8.

²⁾ In einer Reihe von in „Unser Welt“ erschienenen Aufsätzen sowie in seinen Vorlesungen verfaßte der Verfasser das Wesen deutscher Philosophie herauszustellen; f. auch die Sichte- und Geistes-Histographie in meinem Buch „Geist und Tat“ (Köln 1941).

³⁾ N. Müller-Freienfels, a. a. O., S. 164 (dort werden treffende Beispiele angeführt).

⁴⁾ F. Hans-Joachim Fleckner, „Streit und Bindung der Wissenschaft“ (Wein-Charlottenburg 1935), S. 97-103.

⁵⁾ Th. Saering, „Was ist deutsche Philosophie?“ (Struttgurt 1936), S. 15 (f. auch S. 17); f. auch Hermann Schwarz, „Politisch-philosophische Schriften“ (Wein 1940), S. 366.

⁶⁾ N. Müller-Freienfels, a. a. O., S. 246.

⁷⁾ F. Hans-Joachim Fleckner, a. a. O., S. 101-102.

⁸⁾ N. Müller-Freienfels, a. a. O., S. 34.

⁹⁾ „Zeitschrift für Deutsche Geisteswissenschaft“, 1939, Heft 6.

¹⁰⁾ W. M. Schering, a. a. O., S. 65.

¹¹⁾ Hans Alfred Grunsky, „Der Einbruch des Judentums in die Philosophie“ (Wein 1937), S. 22.

nur eine einzige jüdische Philosophie¹¹⁾, so sagt Grunsky¹²⁾ weiter, der gegenüber „unserer nationalsozialistischen Philosophie . . . klar und ungetrübte das Wesen unserer Rasse spiegelt“¹³⁾ wird.

Die wesentliche Frage jedoch bleibt, ob die Wissenschaften der Philosophie rassistisch usw. bedingt sind, ob also der Objektivitätsbegriff im überkommenen Sinne hier aufrecht erhalten werden kann oder nicht. Darum geht in der Wissenschaft heute der Streit, wie weit, mit Johannes Thyssen („Der philosophische Relativismus“ — Bonn 1941) gesprochen, „in Wahrheit bei dem tatsächlich zweiseitigen und doch ganzheitlichen Verhältnis das Objekt Gestaltung des Subjekts sei“. Es läßt sich a priori nicht leugnen, daß eine solche (durch Rasse, nationale Zugehörigkeit, Zeitfaktor usw. bedingte) Produktion der Erkenntnisgehalte durch das Subjekt vor allem in der Philosophie möglich ist; darauf beruht ja gerade hier in der Hauptsache der Relativismus Differenz und Widerspruch der Systeme usw.). — Wenn man jedoch trennt widerber der Philosophie als Wissenschaft und der Philosophie als einer Funktion, das einem jeweils weltanschaulich Bedeutsame mit wissenschaftlichen Argumenten zu fügen, und wenn man zur Philosophie als Wissenschaft philosophische Tatbestände und Sätze apriorischen Charakters rechnet (z. B. auf dem Gebiete der Logik den Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch), so muß man sagen, daß alle oben genannten Voraussetzungen und Bedingungen keinen Widerspruch in den wesentlichen Inhalten solcher Tatbestände und Sätze bedeuten müssen, sofern man eben das Wesen der Erkenntnis darin sieht, „Objekte ihrer Beschaffenheit nach zu erfassen, sie für das Bewußtsein wiedergeben, wie sie sind“, und nicht, wie sie den Neigungen und Wünschen des erkennenden Subjektes entsprechen. Das Erkennen aber hat (um weiter mit Thyssen zu sprechen), wenn es einmal in seine Funktion eingestuft ist, „keinen anderen Wertmaßstab als den in ihm selbst liegenden: dasjenige des erkennenden Lebenssubjektes Vorhandene zu erfassen, wie es ist“. Läßt sich das (wie vielfach gerade im philosophischen Sachbereich) nicht ermöglichen, so muß sich das Erkennen eben bescheiden mit „möglichen“ oder „wahrscheinlichen“ Lösungen, oder es muß, im äußersten Fall, in bezug auf einen Sachverhalt auch die Feststellung machen: „prinzipiell unlösbar“. Wenn man also behaupten würde, „das Leben der erfassenden Subjekte erstreckt seine Produktion auch auf die Objektinhalte, die Lebensaufklärung bestrebt nicht nur in der Erfassung der letzteren, sondern auch in ihrer inhaltlichen Gestaltung“ (Thyssen, a. a. O.), so wäre eine solche Behauptung, sofern es sich bei den Objektinhalten um „Tatsachen“ oder Aprioritäten handelt, falsch. Eine solche Produktion in bezug auf die Weltinhalte (das muß und wird auch der Relativist zugeben) kann nur, da die einzelnen Subjekte ebenso wie die Gruppen (psychologischen Typen) in einer widerstrebenden Welt leben, gegen die sich das Leben zu behaupten hat, „so weit rassistisch, als die Welt nicht den Charakter des unmittelbaren Tatsächlichen hat, d. h. sie kann sich nur auf dasjenige erstrecken, das überhaupt keinen oder keinen unmittelbaren biologischen Erweis besitzt (z. B. Gott, Unsterblichkeit, das Wesen der ‚Kraft‘, das Wesen der ‚Wahrheit‘)“ (Thyssen, a. a. O.). Dem Subjektiven, das dadurch bedingt ist, daß der eine oder andere Mensch vorwiegend, aber nach Thyssens Ansicht nicht durch eine ausschließliche, transzendente Bedingtheit seines Erfassens, „die eine oder andere Art der Welterschaffung besitzt (wobei etwa bestimmte frühere Schicksale, Ereignisse mitwirken können, aber sicher ein anlagemäßiger Faktor nicht zu entdecken ist)“ (Thyssen, a. a. O.), also auch die Rasse mitpricht, steht gegenüber der nicht wergählbare Block

des Nichtsubjektiven, des Objektiven, „daß die Welt (wie sie für den Menschen besteht) sowohl sinnlich wahrnehmbare, sogar greifbare, genießbare usw. Körper enthält, wie daß sie das nicht sichtbare Geistige und die nicht einfach sinnlich wahrnehmbaren Beziehungen vielfach höchst komplizierter Art enthält wie auch, daß allen Sonderungen Übergreifendes gegenübersteht“ (Thyssen, a. a. O.), womit es die Philosophie als Wissenschaft zu tun hat. Anders ausgedrückt: „Der Variabilität der Subjekte steht gegenüber die nichtvariable, aber mehrseitige Beschaffenheit der objektiven Welt“ (Thyssen, a. a. O.). Es ist Thyssens Verdienst, in seinem hier in Rede stehenden Buch über den philosophischen Relativismus die von den relativistischen Systemen überschene oder nicht hinreichend beachtete gegenständliche Struktur des philosophischen Sachbereichs herausgearbeitet zu haben, der „wie ein nicht zu befechtender Block im Wege jedes allgemeinen Relativismus (analog dem Block der großräumigen Tatsachen)“ liegt¹⁴⁾. Selbst die philosophische Tatsachensfülle ist, wie Thyssen nachgewiesen hat, so überregend, „daß sie nicht durchweg vom Persönlichkeitsotyp spezifisch gefärbt werden könnte, und was wirklich spezifisch gefärbt ist, das ist größtenteils nur einseitig ausgewähltes, aber selbst Tatsächliches, und das, was wirklich im Sinne der ‚totalen‘ Produktion spezifisch gefärbt ist, das kann mit den Mitteln der Logik destruiert werden, weil eben kein fester transzendentaler Ring Personentyp und Gegenstandswelt in sich einschließt“ (Thyssen, a. a. O.). So spricht Thyssen vom „Ginnderfällen der Tatsachen durch das Netz der seelischen Anlage“. Die betr. Rassen-, bzw. Kulturselen sind nach seiner Ansicht viel zu weitmaßig für die Tatsachensfülle und die Aprioritäten (May), wobei aber „Tatsachensfülle“ und „Aprioritäten“ zu betonen sind (damit ist, hier nebenbei bemerkt, sowohl für Thyssen wie auch für May¹⁵⁾ ein genügender Anknüpfungspunkt gegeben, um den Relativismus in der Wissenschaft zu überwinden).

Eine andere und zwar ganz wesentliche Frage ist nun aber die, ob man den philosophischen (und überhaupt geisteswissenschaftlichen) Wahrheitsbegriff auf den Tatsachenbegriff einengen darf, ob also mit der Feststellung der bloßen „Tatsache“ wirklich das Wesentliche gerade in der Philosophie, wie auch sonst in der Geisteswissenschaft und Geschichte, erfährt ist. Wir müssen diese Frage für die Geschichte und allgemein für die Geisteswissenschaft dahingehend beantworten, daß in diesen Disziplinen „Tatsachen“ nicht das Primäre sind, sondern daß ihr Sinn- und Gebührensuzammenhang im Vordergrund stehen, denen nur mit (süderlich und auch nachweisbar) völlig-rassistisch und sonstwie bedingten) Wertungen beizufolgen ist. Hier heißt es ganz bewußt „Stellung nehmen“, Willensentscheidungen treffen. Wir werden uns damit näher beschäftigen müssen.

Für die Geschichtswissenschaft ist damit das für unser Problem Wesentliche schon gesagt. Der Erkenntnis- und Forschungsprozeß des Historikers, der ja auch immer und notwendig Angehöriger einer Rasse, eines Volkes und in einer bestimmten Weltanschauung befangen ist, von wo er (bewußt und unbewußt) bestimmte Motive empfangt, ist durchsetzt von Wertungen, die sogar nach dem nachfolgenden zitierten Satz Alfred Rosenbergs das Wesentliche hier sind, womit selbstverständlich ein erhellendes Bemähen verbunden sein muß, nun dahinterzukommen, was eigentlich

¹¹⁾ Für das Nähere sei auf das Buch von Johannes Thyssen, „Der philosophische Relativismus“ (Köln/Scheidt Bonn 1941) selbst verwiesen. Da ich bei der Fertigstellung dieser Arbeit nur das mir freundlicherweise vom Verfasser zur Verfügung gestellte Manuskript dieses Buches lesen konnte, fehlen die Zitate daraus die Seitenangaben. Über das Buch selbst referierte ich in der „Köln. Ztg.“ vom 17. Mai 1941.

¹²⁾ F. Grunsky, a. a. O. „Am Abgrund des Relativismus“ (Georg Lüdtke Verlag, Berlin 1941). Über dieses Buch referierte ich in der „Abern. Welt. Ztg.“ vom 5. Juni 1941.

¹⁴⁾ ebenda, S. 34.

¹⁵⁾ ebenda, S. 36.

„gewesen ist“ oder „ist“. Rosenbergs faßt diesen Sachverhalt einmal so zusammen: „So peinlich wahrhaftig wir uns zu den echten Urkunden der Vergangenheit auch verhalten werden, so wissen wir heute endlich wieder, daß Geschichte schreiben ebenso werten heißt, wie in der Gegenwart Geschichte für die Zukunft gestalten“²⁰). Nicht darum geht es also heute, wie manchmal zu Unrecht behauptet wird, (in diesem Falle geschichtliche) Tatbestände (die aber eben nicht das Wesentliche auf dem Gebiete der Geschichte sind) umzubiegen oder gar zu fälschen, sondern es geht — und das allerdings vernehmlich und mit vollem Recht — vielmehr darum, die nun einmal in der Historie notwendig vorhandenen Wertakzente wieder „richtig“, d. h. aber im Falle unserer deutschen Geschichte vor allem unserer deutsch-germanischen Erbsmpfinden entsprechend, zu setzen. Eine farblose, „neutrale“ Geschichtsschreibung (bloße Aufzählung von Tatsachen, Daten usw. ist keine Geschichtsschreibung und besagt gar nichts) gibt es nicht und hat es nie gegeben, sondern hier spricht, wenn irgendwas, das Herzblut mit. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir auf weite Strecken hin keine deutsche Geschichte mehr hatten, sondern daß fiendlich-mittelalterliche Einflüsse und Wertungen sich gerade in der Geschichtswissenschaft bemerkbar machten und diese immer mehr zu durchsetzen versuchten²¹). Volk, Kasse, Weltanschauung sind, was die Geschichtswissenschaft betrifft (hier müssen wir Alois Müller²²) widersprechen), ganz bestimmt nicht „nur ein Kleid, das gar nicht bestehen würde, wenn es nicht etwas gäbe, von dem es Kleid ist“ (sie sind also nicht „sekundäre“ Faktoren), sondern sie gehören fraglos wesentlich mit zu dem großen Sinnszusammenhang und tragenden Untergrund, aus dem Geschichte sich gestaltet und Geschichte geschrieben wird. Sie sind hier ein echtes Wissenschaft konstituierendes Prinzip.

Zusammenfassend und abschließend läßt sich also sagen, daß sowohl in der Philosophie wie auch in der Geschichte zwischen den Tatbeständen und Sätzen (dem philosophischen Gegenstandsbereich und den historischen Tatsachen) und den eigentlichen Sinn- und Wertzusammenhängen unter-

schieden werden muß. Zum philosophischen Gegenstandsbereich können wir z. B. die logischen Gesetze rechnen, die rein formalen Charakter haben und als solche die von rassistisch-völkischen Strukturen durchgeführte Wirklichkeit nicht berühren, wenigstens auch da a priori nicht gelegentlich werden darf, daß in den letzten Tiefen auch ihrer geistigen Strukturen das Gemeinsame abnimmt und die Differenzierung, eben auch bedingt durch den völkisch-rassistischen Boden, zunimmt. So hat schon Alfred Fouillée von einer „logique nationale“ gesprochen, und in unseren Tagen gibt es mannigfache, zum Teil sehr aufschlußreiche Bemühungen in dieser Richtung. — Tatsachen an sich jedoch haben, worauf H. Baumeister²³) mit Recht hinweist, wenn sie außerhalb eines methodischen Geltungssystems gestellt und aus den großen Sinn- und Weltanschauungszusammenhängen, in die sie ursprünglich hineingelegt sind, herausgerissen werden, wenig oder gar keinen Wert. Trennt man Weltanschauung und Philosophie und rechnet zur Philosophie nur den Tatsachenbereich, indem man hiermit die Philosophie als Wissenschaft abgrenzt (wie es in den Intentionen z. B. Thylsien liegt), sieht man weiter in der Geschichte, sie damit allerdings maßlos verzerrend und ihres Herzblutes beraubend, nur eine chronologische Aneinanderreihung von Tatsachen, so kann man natürlich von der „Objektivität“ dieser Disziplinen sprechen. Betrachtet man aber die auch rassistisch bedingte Weltanschauung, wie dies z. B. Theodor Vahlen²⁴) ausdrücklich tut, als Grundlage und Voraussetzung der Philosophie wie überhaupt der Wissenschaft, und sieht man weiter wesensgemäß die Geschichte als in umfassende Sinn- und Wertzusammenhänge eingebettet an, so läßt sich die These von der Voraussetzungslage und Objektivität (im überkommenen Sinne) natürlich nicht mehr aufrechterhalten, wenigstens Objektivität im Sinne eines ethischen Verhaltens unbedingter Wahrhaftigkeit voll bestehen bleibt. Es kommt also für die Frage nach der rassistischen Bedingtheit und demnach auch der Objektivität der hier in Rede stehenden Disziplinen ganz darauf an, wie man den zugrundegelegten Wissenschaftsbegriff definiert, beziehungsweise wie weit man ihn faßt.

Anschr. des Verf.: Berlin-Wilmersdorf, Monstr. 94 II.

²⁰ Alfred Rosenberg, „Das Wesensgefüge des Nationalsozialismus“ (München 1934), S. 14.

²¹ F. v. B. Becherd Kummer, „Nationalismus oder deutscher Fortschritt in der Geschichtswissenschaft“ (Leipzig 1935).

²² Alois Müller, „Die Grenze der Naturwissenschaft“ (Böln. 37g.) vom 21. Januar 1940) u. ö.

²³ Alfred Baumeister, „Männerbund und Wissenschaft“ (Berlin 1940), S. 105.

²⁴ f. das Geleitwort von Theodor Vahlen in der Schrift von Erwin Willemann, „Die neue Wirtschaftswissenschaft“ (Berlin 1936).

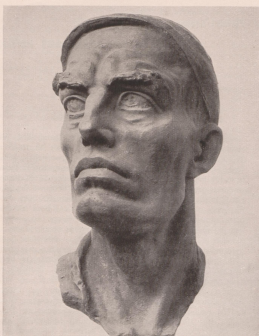
Köpfe Deutscher Arbeiter und deutscher Wirtschaftsführer auf der Großen Deutschen Kunstausstellung, München 1941. Aufn. v. H. Hoffmann

Die deutsche Plastik der Gegenwart hat es sich zur Aufgabe gemacht, den deutschen Menschen darzustellen. Es ist das nicht ihre einzige Aufgabe, aber gewiss eine ihrer wichtigsten. Ein Volk will sich selbst erkennen und die Idee seines Menschentums in der Kunst wiederfinden. Zwei Möglichkeiten sind der Plastik dabei gegeben: Sie kann einen bestimmten Menschen wiedergeben, so wie Erbanlage und Schicksal und Wille ihn geformt haben — dann entsteht ein Porträt, Bildnisbüsten, in denen ein Volk sich wieder erkennt. Oder sie kann eine Gestalt formen, die nicht einen bestimmten Menschen darstellt, sondern einen Typus, den ostmärkischen Bauern, den westfälischen Bergarbeiter, den Hamburger Fernkaufmann, den Al-Mann, die Arbeitsmäd, die junge Mutter, den Frontkämpfer oder wen immer — dann entsteht ein Sinnbild; in ihm ist eine Idee dargestellt. Beide Formen haben ihre Berechtigung. Zwischen Porträt und Sinnbild liegt eine lange Stufenfolge; selten ist ein Kunstwerk nur Porträt, selten nur Sinnbild. Es

liegt nur näher an einem der beiden Pole. So sind die beiden Plastiken von deutschen Wirtschaftsführern, die wir auf der Großen Deutschen Kunstausstellung dieses Jahres sehen, Bildnisbüsten, es ist jeweils ein bestimmter Mensch gemeint, dennoch deutet in beiden auch Typisches sich an: der in der Ebene des Wirtschaftlichen denkende, ergreifende, lenkende Mensch zur Zeit des Vier-Jahresplanes. Die Plastik des Bergmanns geht auch vom Porträthaften aus, ist aber stärker sinnbildlich, nicht nur ein bestimmter Bergmann; wenn auch nicht der Bergmann von heute, so doch Bergmann seiner Zeit und seines Volkes durch und durch, wach, hellhörig, gespannt, zuverlässig und getreu. (Sehe individuell der Zug von seinem Humor). Im Munitionsarbeiter hat der Künstler ein Sinnbild geben wollen; dies ist nicht das Abbild eines Menschen, sondern eine Gestalt: der deutsche Munitionsarbeiter 1939/40, ein Idealtypus, ein Antlitz geformt vom Willen zu einem idealen Menschentum.



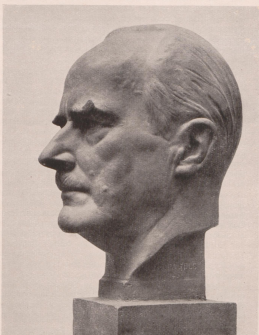
Bergmann. Plafthik von Nietfeh



Munitionsarbeiter. Plafthik von Hanebal



Generaldirektor Sch. Bildnotbüfte von Bildhoff



Dr. Krupp v. Bohlen-Halbach. Bildnotbüfte von H. J. Pagels

Alfred Seemann:

Platons Staat auf raffisch-biologischer Grundlage

Von nichts Vergangenenem redet, wer heute an Platon erinnert.

(Max Wundt:
Platons Leben und Werk 1914.)

Geschichte und Spätforschung zeigen uns, daß im zehnten vordröhtlichen Jahrtausend Stämme Nordischer Rasse nach dem Süden und Südosten vorstießen. Sie setzten sich etappenweise als Herrenschicht auch in Griechenland fest und bildeten Stadtstaaten. Die führende Stellung nahmen unter ihnen Staat und Stadt Athen und Sparta ein. Im Laufe der Geschichte wurden die wertvollsten Bestandteile und besten Erbämme des griechischen Volkes durch Kriege, besonders durch die Perserriege (490—449) und durch den unglückseligen Bruderzwist des 30jährigen Krieges zwischen Athen und Sparta (431—404) sehr stark geschwächt. Athen selbst, reich geworden durch Handel und Industrie (Keramik, Waffenfabrikation), öffnete sich bald orientalisch-asiatischem Einfluß. Raffische Mischbeben, Rückgang der Geburten in der Nordischen Oberschicht und sozialer Aufstieg der Andersartigen, erlahmender Widerstand gegen verderbliche Einflüsse einer artfremden Welt waren verhängnisvolle Anzeichen des wachsenden Verfalls. Die Minderwertigkeit gewann in schlimmster Demagogie (Volkverführung) die Oberhand. Die Reste der Nordischen, aristokratischen Familien zogen sich, angeekelt durch dieses schamlose Treiben politischer Pöbelstreicherei und Schaumschläger, vom politischen Leben zurück, gingen ins Ausland oder suchten Ablenkung und Befriedigung in wissenschaftlicher Betätigung. Zu den Trägern Nordischer Lebengutes gehört Aristoteles, der von seinem Lehrer in der Gymnastik wegen seines breitschultrigen Körperbaues Platon genannt wurde, welchen Namen er bis zur Stunde in der Welt behalten hat.

Nach den uns überlieferten Bühen erscheint Platon als vorwiegend Nordischer Typus. Geboren 427 v. Chr. in Athen — 2 Jahre nach dem Tode des großen Staatsmannes Perikles —, starb er achtzigjährig in derselben Stadt. Er war zugleich Philosoph, Dichter, Schriftsteller und Künstler, der schärfste Gegner der athenischen, entarteten Demokratie und ein begeisterter Freund Spartas, ein erster Warner und Auser in der Zeit des tiefsten Niederganges seines Volkes. Da ihm der Staat, wie er ihn sah und erlebte, nur als flüchtiges Zerbild eines wünschenswerten Staates erscheinen konnte, baute er in seinen beiden großen Staatswerken, die den tiefsten sittlichen Ernst atmen und aus denen seine schwere Sorge um die Zukunft seines Volkes spricht, seinen Idealstaat¹⁾ auf. Die beiden Hauptwerke heißen: Politeia-Staat und Nomoi-Gesetze. Daß er kein phantastischer Träumer war, zeigen seine drei Veruche, sein Staatsideal bei den Herrschern von Syrakus auf Sizilien zu verwirklichen. Freilich hätten ihn diese Veruche beinahe das Leben gekostet. Seine Forderungen und Erziehungsgrundsätze, verbunden mit den schärfsten, unerbitlichsten Auslesebestimmungen, waren für die Menschen seiner Zeit zu hoch und zu schwer; seine Zeitgenossen waren für sie weder einfaßbereit noch erzogen. Seine Mitbürger, verstrickt in den krafllosen Egoismus (Schucht) und Materialismus (Aufgeben im Reinschöpf-

lichen und im Genuß), brachten den notwendigen Idealismus (Aufgeben in einer großen Idee und Bereitschaft, ihr jedes Opfer zu bringen) nicht auf, sahen in Platon vielmehr nur einen phantastischen Schwärmer und Träumer. Allerdings glaubte er selbst, daß sein Idealstaat drei nicht vollkommen zu erreichen sei, daß er aber doch annäherungsweise erkrebt werden müsse. Deshalb suchte er sich in seinem zweiten Werk — den Gesetzen — mehr der Wirklichkeit anzupassen und macht darin manche Zugeständnisse.

Platons Staat ist raffisch-biologisch, also nach den ewigen Lebensgesetzen von Blut und Vätererbe ausgerichtet. Sein Grundgesetz ist das eiserne Gesetz von der Ungleichheit der Menschen: ungleich nach Begabung auf Grund ungleicher Anlage, wie würden heute sagen, auf Grund verschiedener Erbmasse. Der phantastische Künstler nimmt hier einen Mythis zu Hilfe, um klarer verstanden zu werden. Dem Menschen, so meint er, ist vor der Geburt von der Allmutter Erde ein verschiedenartiger Stoff beigemischt: dem einen Gold, einem anderen Silber, einem anderen wieder Eisen. „Der Gott, der euch bildete“, sagt er, „bat denen unter euch, die zum Herrschen berufen sind, bei ihrer Geburt Gold beigemischt, den Wehrmännern Silber, den Ackerbauern und sonstigen Handarbeitern aber Eisen oder Erz. Es ist möglich, daß aus Gold ein silberner und aus Silber ein goldener Nachkomme entsteht. Wenn einem ihrer Nachkommen Eisen beigemischt ist, so dürfen sie nicht das geringste Mitleid zeigen, sondern müssen ihn dem seiner Veranlagung entsprechenden Stande zuweisen und ihn in die Klasse der Handwerker oder Bauern verweisen und umgekehrt.“ (Staat 415.) Die wertvollsten Anlagen, die diesen Fähigkeiten haben die aufzuweisen, denen die Natur Gold beigemischt hat. Diese müssen deshalb die Führer seines Staates werden, ganz gleich, wo sie geboren. Ihnen muß die Möglichkeit zum Aufstieg gegeben werden! Sagen nun diese höchstwertigen Menschen einmal Kinder, denen Eisen beigemischt ist, so müssen sie in den Stand der Gewerbetreibenden und Handarbeiter eintreten, und umgekehrt, wenn in den untersten Schichten Gold verteilt geworden ist, der soll hinauf! Jeder soll also betreiben, was seiner natürlichen Veranlagung entspricht, wie würden sagen im Sinne seiner Erbanlagen. Er will jeden dem bestimmten Berufe zuweisen, zu dem ihn die Natur berufen hat. (Staat 423.) Jeder solle das Seine betreiben, damit es dem Ganzen wohlgehe. (Staat 423.) Platon fordert also den sozialen Aufstieg der zur Führung Befähigten und ebenso den sozialen Abstieg der nicht zu Führerstellen Geeigneten. Das soll für alle gelten, auch für die, welche aus den höchsten Familien stammen.

Jeder Staat müsse untergehen, in dem gar die Minderwertigkeit zur Herrschaft gelange. Falsch verstandene Freiheit führe zu völliger Auflösung und zur Herrschaft der Minderwertigen. Aber in einem freien und in sich einträglichen Staate werden die Staatsführer, ausgestattet mit den höchsten Fähigkeiten, immer die rechte Einsicht besitzen und die richtigen Entschlüsse fassen. Dann wird das hohe Staatsziel, daß jeder möglichst tüchtig werde, sicher erreicht. (Gesetz, IV, 2.) Wenn die Menschen, die die größte Macht haben, zugleich ausgestattet sind mit klarem Denken und verständiger Mäßigung, dann entstehen die beste Verfassung und die besten Gesetze wie von selbst. Dann bedarf dieser Staat nur noch der Gnade und Guld Gottes. Der Begabungsschichtung läßt Platon auch die Standeschichtung entsprechen. Er unterscheidet 3 Stände: An der

¹⁾ Sans S. A. Günther, Platon als Führer des Lebens. J. S. Lehmann Verlag München. 1928. Vering, Platons Staat. Der Staat der königlichen Weifen. Walter de Gruyter Verlag u. Co., Berlin 1932.

Spitze des Staates stehen die königlichen Weisen; aus dem zweiten Stande, den phylakes oder epikuroi, den Wehrmännern, die den Schutz des Staates nach außen und innen übernehmen, werden durch scharfe Auslese die fünfzig Führer des Staates entnommen; den dritten Stand bilden die chramatistai, alle die, die auf einen Erwerb ausgehen müssen, Gewerbetreibende, Handwerker und Bauern. Der dritte Stand hat für die wirtschaftlichen Bedürfnisse zu sorgen.

Die Führer des Staates treffen unermüdet die sorgfältigste Auslese derer, die sich zu späteren führenden Persönlichkeiten eignen, sie müssen die zu suchen und zu finden wissen, denen, um mit Platon zu sprechen, die Natur Gold beigegeben hat, welche auf Grund ihrer Veranlagung die Ideen (Ideale) am reinsten und klarsten zu erkennen vermögen. Denn auf idealistischer Grundlage, auf dem göttlichen Funken in der Seele des Menschen bauen sich Volk und Staatsgefüge auf.

Dieser unserer Welt wechselnder Erscheinungen, glaubt Platon, stehe eine Welt ewigen, unveränderlichen Seins, das wahre Sein, gegenüber. Hier ist alles Wechsel, Veränderung, Werden und Vergehen, Blühen und Sterben, so dort in einem transzendenten Reich höchste Vollendung und Vollkommenheit, herrliches Urbild jener schattenshaften Erscheinungen dieser Welt. Hier kann das Schöne schweben und vergehen, im Reiche der Ideen aber bleibt das unveränderliche Bild der Schönheit.

Es war gesagt worden, daß die Staatsführer die Ideen am besten erkennen. Sie haben an sie die reinste und stärkste „Rück Erinnerung“ — Platon glaubt an ein Dasein der Seele im Reiche der Ideen vor ihrem Eintritt in diese Welt — bewahrt und mit ihr die Liebe zu den Ideen. Ihr Idealismus ist ihnen Richtschnur für alles Denken und Handeln. Sie sind die Philosophen, die die Wahrheit zu schauen allezeit begehren. (Staat 375.) Sie brauchen nicht um Beifall zu buhlen, sie tun das Gute um des Guten willen: das Allgemeinwohl, das „koinon“, ist ihr höchstes Ziel; sie sind die Einsichtsvollen, die Freunde der Weisheit, die „Philosophen“. Platon meint aber nicht Philosophen, die dem Leben fremd gegenüberstehen, sondern weltweite, weltoffene, wirtschaftsnabe, weltmännisch gebildete Führernaturen, die ihre Gesetze und Forderungen in der Philosophie gründen und immer das Gemeinwohl im Auge behalten. (Staat, V, 18.) Natürlich haben sich nicht Bastarde mit der Philosophie zu befassen, sondern nur Menschen von reinem Blute. (Staat 335.) Diese echten, königlichen Philosophen schauen ständig auf die sie leitenden Ideen, sehen Politik und Philosophie in einer beständigen Einheit zusammengeschoffen, erfassen die Wahrheit und Weisheit in ihrem wirksamen, unveränderlichen Sein. Die Staatsführer allein sehen in weitester und tiefster Überschau und Zusammenfassung die großen Zusammenhänge der Dinge und Geschehnisse, sie erkennen Ziele und Wege der Staatsführung am klarsten und treffen ihre Entschlüsse unbereit und folgerichtig zum Wohle aller Stände im Staate.

Schauen wir nur schwache und matte Schattenbilder, so sehen sie vor ihrem geistigen Auge die Urbilder und möchten nie mehr zu bloßen Schattenbildern zurück. Jeden wollen sie vom Realismus zum Idealismus hinführen. Freilich können auch die philosophisch gebildeten Führer die Idee des Guten nicht erklären; sie ist nur in Bildern und Gleichnissen zu erfassen. Aber vielleicht verleiht gerade das den Idealen erst den rechten Wert. Idealismus ist nicht zahlenmäßig auszurechnen: Gerecht, Gemüt, Wille, Intuition sind an inneres Erfassen einer großen Idee müssen gläubig zusammenwirken. So wie es möglich sein, meint Platon, die Bürger des Staates durch Güte und Zwang zu einer harmonischen Einheit zusammenschließen. (Staat, VII,

5.) Die Philosophen als Staatsführer werden es deshalb um jeden Preis verbieten, daß der Staat in die Hände gemeiner Geschäftspolitiker fällt. (Staat, VII, 5.)

Weder die Sorge um eine Familie noch Interesse für Geld und Vermögen soll die königlichen Weisen von ihrem hohen Ziel ablenken! Ihre ganze Kraft, ihre ganze Zeit und ihr volles Interesse gelten nur ihrer heiligen Aufgabe.

Der zweite Stand in Platons Staat ist der der wehrhaften Hüter, der Wehrmänner, der phylakes oder epikuroi, die für die Sicherheit des Staates und aller seiner Bürger einzustehen haben. Erfordert wird ein aus Berufssoldaten gebildetes Gefechtes Heer. Im Leben und Dienst dieser Krieger gilt das Gesetz der Einfachheit. Aus den Wehrmännern werden durch schärfste Auslese die edelsten und tüchtigsten ausgesucht, geprüft und geschult; denn sie sollen einmal die politische Leitung übernehmen. (Staat, III, 20.)

Der dritte Stand der auf Erwerb ausgehenden Menschen soll bei Platon keine politischen Rechte haben. Der Staat bietet ihm Schutz und Sicherheit und dafür soll dieser Stand, den beiden anderen Ständen jede materielle Sorge fernhalten. Politische Entscheidungen trifft allein die Führerschaft.

Man wird verstehen, daß auch in Platons Staat schon rassenbiologische Lebensgesetze beachtet werden. Er hat die Bedeutung der Erbanlagen für Erziehung und Staat ernstlich gelehrt. (S. F. K. Günther im Vorwort.) Der rechte und beste Nachwuchs, die Kinder, werden deshalb seine größte Sorge sein. Der Gesetzgeber darf die Erziehung der Jugend nicht zu einer Sache zweiten Ranges werden lassen. (Gesetze, VI, 12.) Ebenso wird im platonischen Staat der Verbindung Ehe eine große Bedeutung beigemessen. Die Erziehung zur Ehe beginnt schon vor der Ehe mit den Vorschriften über die rechte Gattenwahl. Zunächst hat jeder gesunde Mann die Pflicht, zu heiraten und dem Staat möglichst schöne und gesunde Kinder zu schenken. Nur für die Führer des Staates besteht diese Verpflichtung aus den oben angeführten Gründen nicht. Junggesellen sollen hoch besteuert werden und bürgerliche Ehrungen und Auszeichnungen sollen ihnen nicht zuteil werden. Sie sollen nicht glauben, daß ihre Eigenbrötlei ihnen Ersparnisse und Erleichterungen bringe. (Gesetze, IV, 11.) Der nun zu heiraten beabsichtigt, bedenke, daß er nicht nur seine künftige Frau, sondern sozusagen deren ganze Familie und die vorausgegangenen Geschlechter mit allen guten und schlechten Anlagen mitheiratet. Reichtum der Frau soll nicht entscheidend sein, sondern auf körperliche, seelische und charakterliche Gesundheit komme es an, vor allem auf wertvolle Erbanlagen. Man soll sogar der Verbindung mit einer armen Gattin den Vorzug geben: denn Reichtum könne verlieren, den Menschen zurücktreten zu lassen. Und die Veranlagung eines Menschen sieht Platon als vererblich an, sonst würde er nicht einen Rat geben wie diesen: Der Lebensdaßliche solle sich bemühen, der Schwiegerjohn ruhiger und gesenter Eltern zu werden. Man denke nur an eine Ehe, wie sie dem Staate nüge, nicht wie sie einem selbst am angenehmsten dünke. Man müsse nach einem ewigen Dasein streben, indem man Kinder und Kindesfinder hinterlasse.

Platon denkt an öffentliche Feste, bei denen Jünglinge und Mädchen im Reigentanz auftreten und die edelsten und schönsten jungen Menschen sich zwanglos finden könnten. Auf dem Höhepunkte seiner Lebenskraft soll man heiraten: das Grenzalter setzt er bei Männern zwischen das 25. und 35. Lebensjahr, bei Frauen zwischen das 20. und 40. Wie ernst es ihm mit all dem ist, zeigen auch seine Vorschriften über die Hochzeitsfeier. Zuerst spricht er voraus, daß die aufgewandten Kosten die beiderseitigen Vermögensverhältnisse nicht übersteigen sollen. Die Verewermählungen

sollen bei der Feier im Weingenuß besondere Mäßigkeit zeigen: denn man wisse ja nicht, ob nicht gerade in der ersten Nacht eine Befruchtung erfolge, und die im Alkoholrausch Erzeugten könnten geschädigt sein. Er hält also eine keimtschädigende Wirkung des Alkohols für möglich. Bei der Hochzeit, so lesen wir in den Gesetzen VI, 18, müssen Braut und Bräutigam am meisten von allen bei klaren Sinnen bleiben, damit die Frucht ihres ehelichen Sichvereinigen einem klaren Geisteszustande ihr Dasein verdanke. Die jungen Eheleute sollen ihre Kinder aufziehen, indem sie das Leben weitergeben wie eine Fackel von Geschlecht zu Geschlecht.

Und im 23. Kapitel des 6. Buches fährt er fort: Junge Eheleute müssen ernstlich daran denken, möglichst schöne und wertvolle Kinder dem Staate und Volke zu schenken. Der junge Ehemann soll sein Sinnen auf die junge Frau lenken und auf den hohen Zweck der Ehe, auf die Kinderzeugung und Kindererziehung; das gleiche hat auch die junge Frau zu tun, zumal der platonische Staat durch eigens dafür angestellte Frauen für ihre Erziehung zur Mutter sorgt. (Gesetze, VII, 2.)

Durch Kastensystem entwandene Bastarde soll man aus dem Lande schaffen. Keinerhaltung der eigenen Kasse ist heiligste Pflicht! Jeder soll deshalb auch nur seinem eigenen Weibe in Liebe und Treue anhangen; man soll jedes weibliche Ackerfeld meiden, wo man das Aufgehen des Samens nicht wünscht. (Gesetze, VIII, 7.) „Ungerechelt sich zu vermischen, entspricht weder der Frömmigkeit, noch werden die Herrscher es zulassen.“ (Staat 458.)

Wie werden Platons Forderung verstehen, daß die an Leib und Seele Wohlgestalteten möglichst viele Kinder haben sollen, um das Weiriveau des Volkes zu heben. „Wie glauben, es komme für den Staat viel, ja alles darauf an, ob dies (die Kinderzeugung) richtig oder nicht richtig geschieht.“ (Staat 459.) We, wenn die Minderwertigen sich zu stark vermehren — das Volk geht dann zwangsläufig zugrunde. Der Philosoph geht hier von der Sucht der Hausiere aus. Wie man hier nur eine Nachkommenschaft der Besten wünsche, so müsse es beim Menschen erst recht der Fall sein: Die wertvollsten Menschen sollen eine möglichst reiche Nachkommenschaft dem Staate schenken. Und hier empfinden wir die tiefe Tragik im Leben und Wirken dieses großen Staatsmannes: Davor er so ernst und dringend warnt, das sieht er in seinem Griechenvolk immer mehr geschehen. Bei den raffisch Hochwertigen ist die Lust zum Kinde geschwunden, man bangt um das Leben des einen Kindes; die Häuser stehen verwaist, der wertvolle Nachwuchs geht immer mehr zurück, die Minderwertigkeit vermehrt sich ins Ungemeßene.

Selbstverständlich wünscht Platon in der Kindererziehung keine Verweidlichung. Körper und Geist will er harmonisch geübt und geschult wissen. Uppige Verästelung mache die Kinder nur mäßig, jähsornig und aufgeregt. Deshalb fordert er schon für die Schwangeren eine heitere und freundliche Umgebung und Stimmung, die sich dann auch auf die Kinder übertragen werde. Das Kleinfind lasse man spielen; denn diesem bedeute Spielen nicht Spielerei.

Der große Denker sieht in der Seele mit ihren Kräften die Leiterin des Körpers. (Gesetze, V, 1.) Deshalb müsse man der Ausbildung und Übung aller seelischen Kräfte größte Sorgfalt widmen. Aber neben der künstlerisch-wissenschaftlichen Ausbildung, neben der Schulung der Geistes- und Seelenkräfte, muß die gymnastische laufen. Denn wer auf Leib und Seele achtet, ehrt die göttliche Weltordnung.

Die Religion endlich solle man bei der Erziehung an die Kinder nur in edler Form heranbringen. Die Gottheit solle ihnen erscheinen als die höchste Idee des Guten. Schon die Kinder sollen lernen, das Gute um des Guten

willen zu tun und das Schlechte um des Schlechten willen zu lassen — ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe. Die beste Erziehung sei das Vorbild der Älteren. Der übertriebenen Liebe zu sich selbst, dem egozentrischen Streben, müsse man schon frühzeitig beim Kinde entgegenarbeiten. Sport und militärische Übungen sollen den jugendlichen Körper leistungsfähig machen und erhalten. Ihm, dem Aristokraten, dem Edelung Nordisches Blutes, ist hier die spartanische Erziehung Vorbild. Sielten sich doch die Spartaner in ihrer fübrenden Schicht viel länger rassenrein als die weidlicheren Athener, nachdem sie Kaufleute und Fabrikanten geworden!

Schärfte erfolgt aus der Jugend des Staates eine scharfe Auslese für die Führerellen. Maßgebend dabei sind allein Fähigkeit, Tüchtigkeit und Leistung. Diese Jugend ist spielend in die Wissenschaften einzuführen, um zu erfordern, wo die Veranlagungen liegen. Mit 20 Jahren beginnt ein wissenschaftliches Studium der Auserlesenen. Nach dem 30. Jahre erfolgt nochmals eine Auslese für die reingeistige Schulung und Einführung in die Welt tieferer Erkenntnisse. Von 35 bis 50 Jahren müssen sich diese so vorgebildeten Männer auch praktisch bewähren im Kriegsdienst wie in Staatsgeschäften. Darauf werden die künftigen Staatsführer in die höchste Idee, in die Idee des Guten, eingeführt. Einige von ihnen lösen sich immer in der Staatsführung ab. Und so leben sie, um jeder Einseitigkeit vorzubeugen, in einem steten Wechsel von praktischer und wissenschaftlicher Tätigkeit.

Wie bereits erwähnt, ist das Ziel aller Erziehung und Staatsführung die Volksgemeinschaft und das Gemeinwohl, der Staat soll in sich geeint sein. (Gesetze 693.) Der einzelne hat sich unterzuordnen und alle seine Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Und an der Spitze dieses idealen Staates stehen die königlichen Weisen, die vollkommenen Herrscher, die weltmännischen Philosophen. Diese arbeiten bauend einer Entartung durch Blutmischung in ihrem Volke entgegen. Sie sorgen weiter dafür, daß durch Pflege der Gerechtigkeit der Besitzgut gesteuert werde.

Blut und Boden gelten als heilig, der Bodenbesitz verbleibt der Familie und Sippe; unter den Kindern übernimmt immer nur ein einziger Sohn das Vatererbe. So sehr das heilige Vatererbe, alles raffisch Wertvolle, der sorgsamsten Pflege des Staates bedarf, so muß andererseits alles Lebuntüchtige, alles raffisch Wertlose und Schädliche, kurzerhand ausgemerzt werden. Völlig zerrütete Leiber und unverbesserliche Verbrecher soll man nicht zu heilen und zu bessern versuchen. Sie sind aus der Volksgemeinschaft auszuschneiden. Schwächlinge sollen ihr Leben nicht elend weiterfristen.

Um raffischer Verseuchung vorzubeugen, die einem Volk und Staat auch von Seiten der Kunst, der Dichtung, des Theaters, des Tanzes usw. drohen kann, behält sich der Staat Platons eine scharfe Kunstaufsicht vor. Die Kunst hat bei ihm die hohe Aufgabe, das Volk sittlich und charakterlich zu heben, das Kultur- und allgemeine Bildungsniveau zu heben.

Der Dichter darf nur schaffen, was dem Staate frommt und als schön und gut gilt. Seine Dichtungen dürfen erst veröffentlicht werden, wenn sie von den dazu bestellten Richtern geprüft und für gut befunden worden sind (Gesetze, VII, 9). So unterliegen alle Erzeugnisse der Kunst der staatlichen Aufsicht. Aus den alten Dichtungen wählt eine Prüfungskommission das Wertvolle aus. Dem Sinnenfidel und sonstigen Gelächern werden keine Jugendnisse gemacht (Gesetze, VII, 10). Künstler und Dichter sind Priester und geistige Führer ihres Volkes, sie müssen staatsaufbauend wirken, nicht zersetzend und auflösend. Es ist klar, daß bei dieser Einstellung manche Dichter (wie Homer und Hesiod, zum Teil auch die Tragiker) sehr schlecht wegkommen und sich schärfste Kritik gefallen lassen müssen.

Platon wünscht nicht, daß die Jugend jene niedrige Vorstellung von der Gottheit erhalte, wie sie jene Dichter in ihren Göttersagen und Göttergestalten vielfach darbieten. Er lehnt jene vernachlässigten Gottheiten ab. Der Jugend müsse die Gottheit vielmehr als das absolut Gute nahegebracht werden. Denn er wünscht sich ein im edelsten Sinne frommes Volk.

Der wahrhaft edle, gute und tüchtige Mensch verschreibt sich ganz seinem Volk und Staat und stellt alle seine Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinschaft; er pflegt die Gerechtigkeit um der Gerechtigkeit willen, ohne an persönliche Vorteile zu denken, er bildet Körper und Seele in vollster Harmonie aus, zum Wohle aller seiner Mitbürger. „Wo also treffliche Seeleneigenschaften und ihnen entsprechende und mit ihnen zusammenfallende äußere Erscheinung sich paaren, beide von einerlei Art, da bietet sich das schönste Schauspiel für den, der zu schauen fähig ist.“ (Staat 402.)

Dem Überschaunen des Gesagten drängen sich Vergleiche mit unseren rassistisch-biologischen Zielen auf. Freilich sind Platons Anschauungen über den Gang der Vererbung und die Kassenfrage nicht so geklärt, wie sie heute die biologische Wissenschaft aus darbietet. Aber „im Wesentlichen fordert er doch das, was den Kern erbelehrenden und rassekundlicher Einsicht ausmacht.“ (Günther, S. 14.) So wird uns Platon als „Vater des

Lebens“ auch heute noch manches Wertvolle geben können. Die heutige Erblidlichkeitsforschung folgt ihm nicht schlechthin; so läßt sich seine Annahme, daß entgegengesetzte Veranlagungen eine mittlere Eigenschaft ergeben, nicht halten. Wie werden ihm aber recht geben, wenn er sagt, daß eine vollkommene Menschheit sich nicht durch Bildung und Erziehung allein schaffen läßt, sondern daß entsprechende Anlagen vorhanden sein müssen. Tüchtige Menschen kann man eben nicht allein erziehen.

„In der Wertung des Bauern- und Handwerkerstandes sind wir heute ganz anderer Meinung. Wir werten die Bauern heute wieder so, wie es die hellenische und germanische Frühzeit tat, wo aus ihnen die führenden Adelsgelehrten hervorgingen. Erst später verelendete der griechische Bauernstand — durch den ständigen Aufstieg der Besten und Tüchtigsten aus seiner Mitte und durch soziale Umschichtungen. Daß die Führerschaft nicht beiraten soll, werden wir nicht gutheißen, weil dadurch wertvollste Erbmasse nicht weitergegeben wird (vgl. den 3. Teil). Platon läßt — wie die kath. Kirche — die Vorteile der Heiligkeit schwerer wiegen als die Nachteile. — Abschließend gebe ich Andreä (Ausgabe des Staates 1925) recht, wenn er sagt: „Die Bedeutung, welche das Blut, die reine Rasse, für den platonischen Staat hat, wird meist gar nicht erkannt.“ —

Anschrift d. Verf.: Wobblau/Schlesien, Kasanienallee.

Heinz Haufe:

Das lebendige Gewissen der amerikanischen Nation

Der Deutschamerikaner Carl Schurz — Ein Charakterbild nach seinen Lebenserinnerungen.

In diesen entscheidenden Kriegsmomenten, da das schwere geschlagene Alibion immer wieder mit bewundernden Gesichten und eindringlichen Bittgesuchen die große amerikanische Nation um materielle Hilfe und militärische Unterstützung ersucht, ist die Stellungnahme der USA. der Kritik nahezu der gesamten Weltöffentlichkeit ausgesetzt. In die vorderste Reihe der Kriegsbeger hat sich ein deutschstämmiger Politiker: Wendell Willkie eingereiht. Das Verwerfliche in der Gefinnung dieses „Kriegstrotzpetters“ ist, daß Willkie, Sohn deutscher Eltern, färslich im Brustton der Überzeugung erklärte, daß schon sein Großvater 1838 der „deutschen Tyrannei“ entronnen sei, gegen die heute jeder „gute Demokrat“ kämpfen müsse. Inzwischen ist erwiesen, daß die Auswanderung jenes Willkie nicht das Ergebnis der 48er Wirren in Deutschland, sondern die Flucht aus den Händen eines erpresserischen Juden darstellte. Ein glühender deutscher Patriot aber, der auf Grund seines mannhaften Eintretens für die Sache der Freiheit seine Heimat auf immer verlassen mußte, in Amerika durch seine hohen Fähigkeiten zu den verantwortungsvollsten Staatsstellen berufen wurde, und dabei sein Deutschtum niemals verleugnete, war Carl Schurz, dessen Persönlichkeit gerade jetzt — 35 Jahre nach seinem Tode — als das Vorbild eines pflicht- und erbebewußten Deutschamerikaners erneut vor aller Augen gerückt werden darf.

Carl Schurz (1829—1906), dessen Kampf und Einsatz für den Aufstieg und die innere Gefundung der Vereinigten Staaten nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, wurde von seinen Biographen als das „lebendige Gewissen der amerikanischen Nation“ gefeiert. Und sein Deutschtum in New York trägt die bezeichnende Inschrift: „Dem Verehrten der Freiheit und dem zweiten menschlichen Würde.“ Die bezwingende Persönlichkeit dieses großen Revolutionärs und unerschrockenen Freiheitskämpfers in Europa und Amerika wird nunmehr erneut lebendig durch die Herausgabe der dreibändigen „Lebenserinnerungen von Carl Schurz“ im Verlag Walter de Gruyter & Co. (Berlin und Leipzig). Der erste Band, den Schurz im September 1905

herausbrachte, behandelt in verständlicher Breite die Jugend des am 2. März 1829 in Klöblich bei Köln geborenen Lehrersohnes, seine Schul- und Studentenzeit, seine Teilnahme am Siegburger Zeughaussturm im Frühjahr 1849, die abenteuerliche Flucht aus Kallst, die Befreiung seines hochverehrten Lehrers und Freundes Prof. Binkel aus dem Spandauer Gefängnis und beider Flucht nach London. Der 2. Band, zuerst im Oktober 1907 von seiner Frau veröffentlicht, beginnt mit der Übersahrt des jungen Ehepaars Schurz nach Amerika, schildert sein Eintreten für die Wahl Lincolns zum Präsidenten, die Berufung als Gesandter in Spanien, seine plötzliche Rückkehr und Teilnahme am Sezessionskrieg als Brigadegeneral und später als Generalmajor bis zur Beendigung dieses Bürgerkrieges. Die persönlichen Aufzeichnungen von Carl Schurz schließen ab mit der Schilderung seiner Wahl zum Bundes senator von Missouri im Jahre 1869. Der dritte und letzte Band enthält die sehr aufschlußreichen Briefe von 1841—69 sowie eine eingehende Schilderung der staatsmännischen Tätigkeit als Innenminister der Regierung Hayes und seiner weiteren politischen Laufbahn durch die Carl Schurz nahe stehenden amerikanischen Wissenschaftler Frederico Bancroft und William A. Dunning.

Bei der Lebensbilis dieses weitgespannten Lebens ist es dem Betrachter unmöglich, alle Stufen seiner Entwicklung anzudeuten oder zu umreifen. Aus dem breiten Strom der Erinnerungen seien deshalb nur die markantesten Züge seines Charakters herausgehoben und sein besonderes Verhältnis zu Amerika, seinen Menschen und Einrichtungen beleuchtet. Im frühen Jugendalter hörte Carl im Familienkreise auch erstmalig das Problem „Amerika“ erörtern, und zwar im Anschluß an die Auswanderung zweier bekannter Familien des Dorfes, die er später in Missouri wiedersehen konnte. „Da hörte ich denn — so lauten die Aufzeichnungen — zum ersten Male von dem unermeßlichen Lande jenseits des Ozeans, seinen ungeheuren Wäldern, seinen großartigen Seen und Strömen, die der jungen Republik, wo es nur freie Menschen gäbe, keine Könige, keine Grafen,

feinen Militärdienst und, wie man in Liblar glaubte, keine Steuern. Alles, was über Amerika Gedruckte aufgetrieben werden konnte, wurde mit Begierde gelesen, und so sah ich im Pfennigmagazin zum erstenmal das Bildnis Washingtons, den mein Vater den edelsten aller Menschen in der Geschichte der Welt nannte, da er als Feldherr im Briege für die Befreiung seines Volkes große Feinde kommandierte und dann, statt sich zum König zu machen, all seine Gewalt freiwillig niedergelegt und wieder als einfacher Landwirt den Pflug in die Hand genommen habe. An diesem Beispiele erklärte mir mein Vater, was ein Freiheitsheld sei. In diesem frühen Alter wurde also schon bei Carl Schurz der Sinn für die Ideale der Freiheit und edler Menschlichkeit geweckt, die er später zu seinen höchsten Lebenszielen erwarbte.

Die Grundsätze, die sich Carl Schurz schon in sehr jungen Jahren zur Richtschnur seines Handelns machte, hat er in späteren Jahren in allen Stücken eingehalten und sich in allen Prüfungen des Schicksals als ein Mann von Grundsatz und Charakter erwiesen. Das Bekenntnis, die Freude am Glück anderer Menschen sei das wahre Glück, kommt am sinnfälligsten zum Ausdruck in seinem Verhältnis zu Professor Gottfried Kinkel, dem rheinischen Revolutionär, den Schurz erst als Professor für Literatur und Kunstgeschichte in Bonn, dann als väterlichen Freund und politischen Mentor kennen und schätzen lernte. Wie Kinkel nach dem misglückten Volksaufstand im Rheinland und in Baden am 30. September 1849 durch das preussische Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden war, betrachtete es Schurz, der durch eine verwegene Raubt auf der eingeschlossenen Festung Kastell in Freiheit war, als seine höchste Aufgabe, den verehrten Freund und Mitkämpfer aus dieser tödbringenden Haft zu befreien. Die Familie Kinkel ließ sich endgültig in England nieder, während Schurz nach einer vorübergehenden Tätigkeit als Korrespondent deutscher Zeitungen in Paris ausgewiesen wurde. Die Vorbereitungen des Staatsstreiches ließen damals die Entfernung aller unerwünschten Ausländer als geraten erscheinen. Und als dann am 2. Dezember 1851 Louis Napoleon diesen gewagten Schritt unternahm und damit die Hoffnungen aller kühnigen Freiheitsfreunde in Europa begrub, stand für Schurz der große Entschluß fest: „Das Vaterland war mir verschlossen. England war mir eine Fremde und würde es immer bleiben. Wohin dann? Nach Amerika!“, sagte ich zu mir selbst. Die Ideale, von denen ich geträumt und für die ich gekämpft, finde ich dort, wenn auch nicht voll verwirklicht, doch hoffnungsvoll nach ganzer Verwirklichung strebend. In diesem Streben werde ich tätig mitwirken können. Es ist eine neue Welt, eine freie Welt, eine Welt großer Ideen und Zwecke. In dieser Welt gibt's wohl auch für mich eine neue Heimat.“ Aber Schurz mußte eine Periode enttäuschter Erwartungen durchmachen, die er in philosophischer Abgeklärtheit damit zu erklären verfuhr, daß die menschliche Einbildungskraft fast immer irre gehe, wenn sie sich unbekanntes Dinge ausmalte. Auch von Washington, der Hauptstapel der amerikanischen Republik, die damals „wie ein großes, langausgestrecktes Dorf“ erschien, wurde er zunächst heftig enttäuscht. Das größte Entsetzen bereitete Schurz jedoch der erste Einblick in die Bescheidenheit der amerikanischen Beamten und Senatoren, die nach jeder Wahl wechselten und die aus Schurz auf der Stelle einen entschiedenen Zivilisationsreformer machten, eine Aufgabe, die er später als Innenminister zu lösen bestrebt war. Günstigere Eindrücke brachte Schurz von dem ersten Besuch des Mittelwestens im Herbst 1854 mit. Die jungen Städte Pittsburg, Cincinnati, Cleveland, St. Louis und Chicago waren alle in der Periode eines jugendlichen Aufschwungs, der zuversichtlich eine große Zukunft voraussieht und in der diese Zuversicht von allen Teilen der Bevölkerung geteilt wird. In St. Louis und

im ganzen Staate Missouri traf er vor allem starke deutsche Bevölkerungsteile, Leute von Bildung und überlegenen Fähigkeiten, die in den Jahren 1830 und 1840 über den „großen Teich“ gekommen waren und als kräftiger Sauerzeug dieser fortschrittlichen Städte wirkten. Eine ähnlich sympathische Atmosphäre fand Schurz im Staate Wisconsin, vor allem in Milwaukee, die ebenfalls einen sehr starken deutschen Bevölkerungsanteil aufweisen. Deutscher Musikverein und deutscher Turnverein, sogar ein deutsches Theater waren Einrichtungen, die bald zu Mittelpunkten des gesellschaftlichen Lebens wurden. Diese günstigen Eindrücke bestimmten Carl Schurz schließlich, sich in Watertown, einer kleinen Stadt westlich von Milwaukee, niederzulassen.

Schurz wurde bald nach seiner Übersiedlung nach Watertown von der jungen republikanischen Partei zur Mitarbeit aufgefordert und gewann in der Volkerversammlung, im republikanischen Staatskonvent und schließlich beim Nationalkongress in Chicago alle Herzen für den einfachen und schlichten Präsidentschaftskandidaten Abraham Lincoln. Seine Hauptaufgabe bestand darin, deutschgeborene Wähler in ihrer Muttersprache anzuregen, weshalb er gezwungen war, in den Staaten Wisconsin, Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvania und New York nicht nur die großen Städte, sondern Landstädte, Dörfer, ja selbst entlegene Flecken und Farmen aufzusuchen. „Es war ein wahrer Genuß — so bekennt Schurz —, auf diese Weise mit meinen Landsleuten zusammenzukommen, die sich mit mir des gemeinsamen alten Vaterlandes erinnerten, wo unsere Wiege gestanden hatte, die von weither gekommen waren, um für sich und ihre Kinder in diesem neuen Lande der Freiheit und des Fortschritts ein neue Heimat zu gründen. Ich freute mich, ihnen so von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, ohne den Lärm und die Hämlichkeit einer großen Versammlung, und so mit ihnen im Plauderton, ohne oratorische Ausschmückung, sprechen zu können. . . Ich betonte den hohen Wert der Wohlthaten, deren wir teilhaftig geworden seien und die wir uns erhalten müßten, und ich gemahnte sie, daß wir unserem alten Vaterland keine höhere Ehre erweisen könnten, als dadurch, daß wir dem neuen Lande gewissenhafte und treue Bürger würden.“

In diesen weiteren Jahren wies es mit aller wünschenswerten Deutlichkeit offenbar, bei wie starkem Maße Carl Schurz an der Erziehung seiner deutschen Brüder und Schwestern zur loyalen Mitarbeit am neuen Staatswesen gearbeitet hat, ein Bemühen, das bereits in dem sich unmittelbar anschließenden Sezessionskrieg zwischen den Nord- und Südstaaten reichliche Früchte trug. Denn der Anteil der deutschen Offiziere in der amerikanischen Vorkriegsarmee war so stark, daß sich im Felde sogar eine starke Oppositionspartei der sich zurückgesetzt fühlen den amerikanischen Berufs-offiziere aus der Akademie Westpoint bildete.

Es wäre verneinen, wollte man heute noch von der amerikanischen Öffentlichkeit Dank und Anerkennung für die unersetzbaren Opfer deutschen Blutes für die Aufrichtung und Erhaltung der amerikanischen Nation erwarten. Verlangen kann man dagegen Aufrichtigkeit gegenüber der eigenen Vergangenheit und Gerechtigkeit gegenüber dem starken deutschen Bevölkerungsanteil. Aber das durch Roosevelt und seine jüdischen Drabschreiber verblendete amerikanische Volk will nichts mehr von den Verdiensten fremder Völker beim Aufbau Amerikas, am wenigsten von denen der Deutschen, wissen. Um so mehr haben wir die Verpflichtung, die leuchtenden Träger deutscher Leistung im Ausland vom Schlage eines Carl Schurz nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Im jetzigen Entscheidungskampf der politischen Meinungen und Ansprache weniger als je zuvor!

Anschriß d. Verf.: Dr. Heinz Kaufe, Dresden-21 21, Schlüterstr. 37, 17edg.



Aus einem kinderfrohen Hause

Auln. Banaria

Konstantin Lehmann:

Familienlastenausgleich und Rentnerideal

Die Geburtenbeschränkung ist zweifellos in erster Linie von materiellen Erwägungen ausgegangen, auch wenn man von Anfang an versucht hat, ethische Gedanken in den Vordergrund zu schieben. Schon Malthus wollte die natürliche Vermehrung der Völker einschränken, weil er fürchtete, der Nahrungsplatzraum der Erde lasse kein weiteres Wachstum zu, und die Neomalthusianer sahen in der Empfängnisverhütung das einzige Mittel, die Lebenshaltung zu verbessern. Ebenso ging das alte Japan von materiellen Überlegungen aus, als es sich, in gewollter Abschließung gegenüber der Außenwelt auf enge Grenzen beschränkt, gezwungen sah, die Geburten zu überwachern.

Deshalb waren auch, als die Gefahren des immer weiter um sich greifenden Geburtenrückgangs erkannt wurden, die ersten Vorschläge, die man zu ihrer Bekämpfung machte und die ersten praktischen Maßnahmen, die man traf, vorwiegend materieller Natur.

Diese Maßnahmen zeigten allerdings keinen Erfolg. Der Grund lag einmal darin, daß sie mit unzureichenden Mitteln begannen kaum eine fühlbare Besserung bringen konnten. Wesentlicher aber war, daß sie nicht von einer weltanschaulichen Umstellung begleitet wurden. Mit Recht hat deshalb die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik von vornherein betont, daß die seelische Einwirkung in den Vordergrund zu treten hat, daß der Wille zum Kinde wieder geweckt werden muß. Und wie Burgdörfer nach-

weisen konnte¹⁾, sind ihre Erfolge in erheblichem Maße gerade darauf zurückzuführen.

Auf Grund dieser Erfahrungen wird heute vielfach die Ansicht vertreten, auf familienpolitischem Gebiet könne nur die psychologische Einwirkung Erfolg bringen und Materielles habe überhaupt auszuscheiden. Daß das nicht richtig ist, beweisen die folgenden Zahlenbeispiele, die die Unterschiede der Lebenshaltung bei gleichem Einkommen und verschiedener Kinderzahl zeigen:

Erhebungen an 852 Haushalten mit Einkommen von unter 1200 RM. bis über 5000 RM. im Jahre 1909²⁾ ergaben folgende Ausgaben für Miete (die Pfennigbeträge sind auf bzw. abgerundet):

Kinderzahl	0	1	2	3	4	5	6	7	8	
Wohnungsmiete .	28	30	39	39	39	72	388	300	370	356

Die nächste Übersicht zeigt den Verbrauch von Fleisch, Wurst, Speck usw. in kg bei Einkommen zwischen 1600 und 2000 RM. nach im Jahre 1919 veröffentlichten Erhebungen³⁾:

¹⁾ Vgl. S. Burgdörfer, Kinder des Vertrauens, Bevölkerungs-politische Erfolge im Reichszeiten Reich. Schriftenreihe der NSDAP, Gruppe III, Heft 6, Berlin 1942.

²⁾ Erhebungen von Wirtschaftszehningen minderemittelter Familien im Deutschen Reich. 2. Sonderheft zum Reichsleitblatt 1909.

³⁾ Neuere Erhebungen von Wirtschaftszehningen im In- und Auslande. 25. Sonderheft 1. ReichsleitBl. 1918.

Kinderzahl	0	1	2	3	4	5
----------------------	---	---	---	---	---	---

Fleischverbrauch in kg | 60,2 | 43,6 | 24,2 | 21,7 | 17,7 | 17,5

Nach Untersuchungen des Statistischen Reichsamtes aus den Jahren 1927/28¹⁾ stand in Beamtenhaushaltungen mit Einkommen zwischen 4300 und 5100 RM. folgender Wohnraum zur Verfügung:

Kinderzahl	0	1	2	3 und mehr
Wohnraum in qm	62,55	57,01	49,47	54,44

Eine Erhebung von 1937 an 1000 Arbeiterhaushaltungen ergab, daß die großen Familien nur 10,5% ihres Einkommens für die Wohnung ausgeben können, die kinderlosen Ehepaare dagegen 13%²⁾.

Auf Grund des Materials von 1927/28 konnte ich zeigen, daß in allen dort behandelten Gruppen die Lebenshaltung in einem Haushalt mit n Kindern der in einem Haushalt mit n-1 Kindern und 15—20 v. H. niedrigerem Einkommen entsprach³⁾. Diese Tabellen sind allerdings durch die neuere Entwicklung namentlich der Einkommensteuereingebung in gewissem Umfang überholt.

Trotzdem besteht auch heute noch ein erhebliches Mißverhältnis zwischen der Lebenshaltung kinderreicher und kinderarmer bzw. kinderloser Familien in der gleichen Einkommens- und damit Leistungsgruppe⁴⁾.

Es ergibt sich also, daß die materiellen Bedingungen für kinderreiche Familien mindestens relativ ungünstig sind und daß die bisher getroffenen bevölkerungspolitischen Maßnahmen noch weiter ausgebaut werden müssen, damit die Schlechterstellung der kinderreichen Familie endgültig überwunden werden kann.

Zugleich zeigt sich aber auch noch ein anderes: Eine Änderung der heutigen Einkommensverhältnisse ist nicht nur aus bevölkerungspolitischen Gründen notwendig, sondern sie ist schon deshalb geboten, weil der oben aufgezeigte Zustand sozial ungerecht ist. Der nationalsozialistische Staat fühlt sich darum verpflichtet, solche Ungerechtigkeiten abzustellen, und zwar auch dann, wenn die bevölkerungspolitische Lage nicht dazu zwingt.

Allerdings würde diese Verpflichtung für den Staat nicht bei jeder beliebigen Ausgabe für die Kinder bestehen, etwa bei für eine übermäßig teure Ausbildung der Kinder aufgenommenen Schulden auf der einen und hohem Privatvermögen auf der anderen Seite.

Wenn aber die verschiedenen Kinderzahl als solche durch die normalen Ausgaben für die Kinderaufzucht die Verschlebung in den Ausgabenpielraum bedingt, muß der Staat eingreifen. Denn man hat heute erkannt, daß die Erhaltung und Fortpflanzung des Lebengutes nicht nur den einzelnen angeht, sondern daß sie zu den Grundfragen des völkischen und staatlichen Lebens gehört. (Berufsständische Bekläffen), wie sie teilweise eingeführt sind, sind nur in bestimmten Berufsständen möglich.

¹⁾ Die Lebenshaltung von 2000 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenhaushaltungen; Einzelheften zur Statistik des Deutschen Reiches, Nr. 22 I/II, 1932.

²⁾ „Arbeitskräftebericht“ des Arbeitswiss. Instituts der D.V.S. vom Nov. 1939.

³⁾ Vgl. A. Lehmann, Der Einfluß der Kinderzahl auf die Lebenshaltung, Arch.VoePol. 8 (1938), S. 246 ff.

⁴⁾ Ebenfalls auf Grund des Zahlenmaterials des Statistischen Reichsamtes konnte ich feststellen, daß folgende Einkommen bei verschiedener Kinderzahl die gleiche Lebenshaltung ermöglichen:

Kinderzahl	0	1	2	3	4
Einkommen	2000	3500	4000	4700	5500

Ein vollkommenes Familienlastenausgleich müßte also zu einer entsprechenden, heute noch nicht erreichten Einkommenslösung führen.

⁵⁾ Private Ausgleichsstellen größeren Umfanges wurden zunächst im Ausland eingeführt; vgl. u. a.: N. III. Care-Haunders, World Population, 1930, S. 233 ff.; über die deutschen Ausgleichskassen für Alpen-

Für den Ausgleich sind zwei verschiedene Wege denkbar: Die unterschiedliche Belastung kann dadurch behoben werden, daß kinderreiche und kinderlose bzw. kinderarme Haushaltungen für absolut gleich hohe Ausgaben dem Familienstand entsprechend verschiedene Gegenleistungen bekommen. Wie es heute schon in manchen Siedlungen verwirklicht ist, müßte also z. B. ein Junggeselle für eine 1—2-Zimmerwohnung daselbe bezahlen wie ein Familienvater der gleichen Einkommensstufe mit 4 Kindern für eine 4—5-Zimmerwohnung. Es müßte somit die gesamte Dreiecksgestaltung nach dem Familienstand ausgerichtet werden.

Da das kaum möglich sein dürfte, ist ein anderer Weg zu beschreiten. Danach sind die Einkommen nicht nur nach der beruflichen Leistung, sondern auch nach dem Familienstand zu bemessen.

Hieraus wird häufig der Schluß gezogen, durch den Familienlastenausgleich werde der Gedanke des Leistungslohns aufgegeben. Das ist aber nicht der Fall. Es ist vielmehr davon auszugehen, daß nicht nur die berufliche Leistung wie eine Ware bezahlt werden soll, sondern daß der Lohn dazu bestimmt ist, das Leben des Arbeitenden selbst und seiner Familie zu ermöglichen. Das Einkommen ist also so zu bemessen, daß es bei gleicher Leistung des Familienvaters der kinderreichen Familie dieselbe Lebenshaltung ermöglicht wie der kinderarme. Es ist also wohl bei verschiedener Haushaltungsgröße verschieden hoch, die durch das Einkommen ermöglichte Lebenshaltung ist aber in allen Haushaltungen gleich.

Im Gegenteil kann man eher sagen, daß heute in Wahrheit kein Leistungslohn vorliegt. Zwar bekommt nach der Tarifordnung jeder gleich qualifizierte Arbeiter denselben Lohn; aber der Verbrauchswert des Lohnes ist je nach der Haushaltungsgröße ganz verschieden.

Die Durchführung einer so weitreichenden Einrichtung erfordert eingehende theoretische Vorarbeiten und deshalb wird noch einige Zeit vergehen, ehe der familienlastenausgleich in seiner endgültigen Form vorliegt⁵⁾.

Aus diesem Grunde ist schon jetzt eine ganze Reihe von Maßnahmen eingeführt, die auf eine materielle Besserstellung der kinderreichen Familien hinstielen.

Bei ihrer Untersuchung muß aber immer daran gedacht werden, daß sie nur Übergangsmaßnahmen sind und deshalb Schwächen aufweisen müssen, die der endgültige Familienlastenausgleich überwinden wird.

Erinnert sei bei den staatlichen Maßnahmen an die noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehaltene weitgehende Staffelung der Einkommensteuern, an die Kinderbeihilfen, die neuerdings eine erhebliche Ausweitung erfahren haben, an die Ehestandsbarthen und die Ausbildungsbeihilfen.

Daneben haben viele Gemeinden und Betriebe von bevölkerungspolitischen Gedankengängen angeregte Einrichtungen getroffen. Es werden Patenschaften übernommen, Heirate, Geburten-, Kinder- und Ausbildungsbeihilfen gewährt; man stellt Kleinfindaustellungen, Schulausrüstungen und G.-Uniformen zur Verfügung; beim Wohnungsbau und der Altersversorgung werden bevölkerungspolitische Gesichtspunkte befolgt; man richtet vorbildliche Kindergärten ein und betreut schwangere Frauen.

So verschieden diese Maßnahmen nach ihrer Art und der Höhe der aufgewandten Beträge sind, so haben sie doch alle eines gemeinsam: Die zusätzlichen Mittel werden den kinderreichen Eltern meist nicht zur vollkommenen freien Verfügung überlassen, sondern diese sind in ihrer Verwendung mehr oder weniger gebunden. Der persönliche Ver-

thefer und Kassensätze; J. Gahrts, Arch.VoePol. 4 (1934), S. 92 ff.; Reichert, Arch.VoePol. 4 (1934), S. 183 ff.; Schlipf, Arch.VoePol. 8 (1938), S. 92 ff.

⁵⁾ Die Staatsgesetzliche Neubearbeitung des Reichspersonalges. 1938 angehängt hat, soll der Ausgleich mit den Personalfleuren verbunden und seine Durchführung den Finanzämtern zugewiesen werden.

antwortungsraum des Vaters wird dadurch eingeschränkt, oder erscheint mindestens eingeschränkt.

Überdies können diese Maßnahmen die Ansicht hervorzuheben oder zumindest slügen, der Staat oder auch der private Arbeitgeber sei unter allen Umständen verpflichtet, irgendeine helfend einzugreifen, wenn das eigene Geld bei hinterlassenen Familien nicht ausreicht¹⁹⁾.

Das hat in weiten Kreisen zu der Meinung geführt, als ob jede materiell aktive Bevölkerungspolitik, also insbesondere auch der geplante Familienlastenausgleich, notwendig die Verfügungsgewalt des Haushaltungsvorstandes beschränken und seinen persönlichen Verantwortungsbereich einengen müßte, als ob also die obrigkeitliche Fürsorge sich in übertriebenem Maße in das Leben der Familie einmischte.

Das wäre bestimmt verfehlt. Denn der nationalsozialistische Staat hat sich zwar zur Aufgabe gesetzt, alle die Staatsbürger betreffenden Angelegenheiten in bestmöglicher Weise zu ordnen. Er muß sich dabei oft auch um scheinbar geringfügige Kleinigkeiten kümmern. Aber er unterscheidet sich vom Fürsorgestaat dadurch, daß er immer davon ausgeht, die Verantwortungsbereiche des Einzelnen zu weiten oder zu heben. Sein Ziel wird immer sein, an die Stelle einzelner Anordnungen von großen Gesichtspunkten ausgehende Richtlinien zu setzen. Gerade im Bereich der Familienpolitik muß sein erstes Bestreben sein, die Familie, die so oft mit Recht als die Keimzelle des Staates bezeichnet wird, zu einem möglichst inhaltsvollen Eigenleben zu führen. Denn gerade hier ist eine gesunde Entwicklung nur dann möglich, wenn die ganze Familie eine geschlossene Einheit bildet, die sich selbst zu formen vermag.

Noch mehr als die den Familienlastenausgleich vorbereitenden Maßnahmen des Staates sind aber die von Gemeinden und Betrieben getroffenen Einrichtungen Übergangsercheinungen. Sie können deshalb noch nicht alle Grundzüge berücksichtigen, auf denen der entgeltliche Familienlastenausgleich aufgebaut sein wird²⁰⁾.

¹⁹⁾ Wie weit das gehen kann, zeigt ein in der Wätersportzeitschrift "Mann, Boot, Motor" 10 (1941), Nr. 3, S. 12 veröffentlichter Vorschlag, allen nachweislich leistungsfähigen Wätersportlern „bei Ankunft des 2. oder 3. Kindes“ ein „Wätersportstipendium“ zur Anschaffung eines ausreichend großen Motorbootes zu gewähren.

²⁰⁾ Überdies darf nicht verkannt werden, daß diese Maßnahmen wenigstens zum Teil Kellamethoden verfolgen oder dazu bestimmt sind, Arbeiter heranzuziehen. Trotzdem können sie auch bevölkerungspolitisch wertvoll sein.

Es wäre deshalb falsch, wollte man annehmen, die bei ihnen auftretenden oder vermuteten Nachteile müßten auch dem Familienlastenausgleich anhaften. Vielmehr bieten sie gerade die Möglichkeit, solche Fehler zu erkennen, so daß sie bei der weiteren Arbeit vermieden werden können.

Nach der Durchföhrung des Familienlastenausgleiches würde etwa jeder Haushaltungsvorstand eine nach seiner beruflichen Leistung und seiner Kinderzahl bestimmte Summe in die Hand bekommen. Diese Summe könnte so berechnet werden, daß jedem Angehörigen der gleichen Einkommensgruppe die gleiche Lebenshaltung möglich ist, gleichgültig, ob er Junggeselle ist oder 10 Kinder hat²¹⁾.

Er mag über diese Summe verfügen, so wie es ihm für seine Familie am richtigsten erscheint. Der Staat ordnet die Einkommensverhältnisse einmal und jeder muß dann wissen, daß er mit dem, was er erhält, auskommen muß²²⁾.

Es wird dann nicht mehr, wie heute noch, nötig und auch gar nicht mehr möglich sein, daß der Kinderreiche von irgendeiner Seite und auf irgendeine Weise Unterstützung erhält oder anstrebt.

Daraus ergibt sich, daß es nicht richtig ist, wenn man manchmal hören kann, im Familienlastenausgleich werde ein Rentnerideal verwirklicht, nach dem Staat und Gemeinschaft den Einzelnen von der Geburt bis zum Tode betreuen und seinen persönlichen Lebens- und Verantwortungsbereich bis zum völligen Verschwinden einengen. Denn Aufgabe des Ausgleichs ist nur, eine gerechte Verteilung der Einkommen herbeizuföhren. Damit ermöglicht er gerade, die heute noch vorhandenen, zeitbedingten bevölkerungspolitischen Maßnahmen, bei denen gewisse Ansätze in Richtung auf ein Rentnerideal und eine übermäßige Befürsorgung beobachtet werden können, zu überwinden.

Der, steht im Felde, Anschrift durch die Schriftleitung.

²¹⁾ Es ist also auch nicht zu befürchten, daß der Junggeselle verhältnismäßig weniger als der Kinderreiche bekommt. Denn es wäre verfehlt, wenn man jemand dadurch zur Eizit zwingen wollte, daß man die Junggesellen besonders schlecht stelle. Es wird immer Menschen geben, die beruflich durchaus leistungsfähig sind, aber aus diesem oder jenem Grund nicht heiraten können und auch nicht heiraten sollen.

²²⁾ Das heißt sich allerdings nur auf das eigentliche, normale berufliche Einkommen. Wer darüber hinaus oder daneben besondere Leistungen erbringt, kann sich jederzeit über die Angehörigen seiner Einkommensklasse emporheben.

Hans F. Zech:

Deutsche, Buren, Engländer in Südafrika

Als 1897 der Historiker Theal die Frage nach der Herkunft des Burenvolkes stellte, benutzte er als Quelle die alten südafrikanischen Kirchenbücher. Als Ergebnis seiner Forschungen stellte er 1526 Stammväter des Burenvolkes fest. Bei 1391 konnte er die Nationalität herausfinden. Von diesen 1391 waren 745 Deutsche, 434 Niederländer, 72 Franzosen, 140 gehörten verschiedenen anderen Nationen an. Nach Theals Forschungen betrug bei den bis 1795 feststellbaren Stammvätern der deutsche Anteil also scheinbar etwa rd. 54%. Aber Theal behauptet — und das ohne ersichtlichen Grund —, die Masse der deutschen Stammväter sei unsolid und abgelebt gewesen, habe spät ge heiratet, also nicht mehr im Vollbesitz der Zeugungskraft, und schließlich Holländerinnen und Französinnen geheiratet. Am Ende sei das deutsche Blut so verdünnt gewesen, daß ein spürbar deutscher Einfluß im Burenvolke gar nicht anzunehmen sei. Im besten Falle könne der Anteil der Deutschen und aller übrigen Nationen auf ein Sechstel

geschätzt werden. Ein weiteres Sechstel entfalle auf den französischen Anteil und zwei Drittel auf die Niederländer.

Daß Theals Annahme nicht stimmen kann, geht aus vielerlei Anzeichen hervor. So wurde das Bürgerrecht am Kap sparsam und vorsichtig erteilt, auf keinen Fall verlebten Abenteurern nachgeworfen. Der durchschlagende Gegenbeweis aber liegt in der hohen Kinderzahl der deutschen Siedler, wie folgende Ziffern belegen:

Durchschnittliche Kinderzahl

	holländischer Stammväter	deutscher Stammväter
1657—1687	5,18	5,81
1688—1717	5,77	5,80
1718—1747	5,75	6,20
1748—1777	5,21	5,77
1778—1806	4,62	4,48
Mittel	5,32	5,52

Der niederländische Historiker Colenbrander hat später ähnliche Untersuchungen angestellt, wie Theal und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der

holländische Anteil	50 $\frac{1}{4}$ %
deutsche Anteil	27%
französische Anteil	17 $\frac{1}{2}$ %
sonstige Anteil	5 $\frac{1}{2}$ %
zusammen	100%

betrug. Colenbrander kommt also schon zu einem Anteil der Deutschen am Bürenvolk, der wesentlich über den Angaben von Theal liegt. Aber auch Colenbrander liefert noch unzureichende Ergebnisse, weil er auf unzureichendem Material aufbaut. Die grundlegenden Forschungen neuerer Zeit, besonders von Werner Schmidt-Pretoria und Eduard Moriz, liefern ein ebenso gründlich wie gewissenhaft durchgearbeitetes Material, das zu völlig neuen Erkenntnissen führt.

In zwei Richtungen liefert dieses Material wertvolle Erkenntnisse: Einmal hinsichtlich der Erbschaftsverhältnisse und zweitens über die Zahl der deutschen Stammväter. Die von Theal schon aufgestellte und bei Colenbrander wiederkehrende Annahme, die deutschen Stammväter hätten durch Heirat mit holländischen und französischen ihr deutsches Erbgut bis auf Spuren verblüdet, erweist sich als unhaltbar. Zunächst erkennen wir, daß viele als „holländisch“ angegebenen Stammväter in Wirklichkeit Deutsche waren. Die irrtümliche Angabe der Nationalität ist durch die Angabe in den Kirchenbüchern begründet worden „Einschiffungsbahen Amsterdäm“ oder „Einschiffungsbahen Mittelburg“. Die Auswanderer, die über diese Häfen und Kap gingen, waren aber überwiegend deutscher Herkunft. Warum sollten auch Holländerinnen in großer Zahl die sichere Geborgenheit im damaligen Holland mit dem unsicheren Risiko im fremden, unerschlossenen Südafrika tauschen wollen?

Darüber hinaus ergaben die Untersuchungen beider Forscher, daß in den einwandfrei deutschstämmigen Familien gerade in den entscheidenden Jahren bürgerlicher Volksbildung zwischen 1652—1806 soviel weibliche Nachkommen hervorgegangen sind — so aus der Familie Cloete 60, Potgieter 90, van Eben 34, Ras 28, Verwey 38 usw. —, daß zumindest von 1720 ab, also gerade für die Zeit der stärksten Vermehrung der Kopfzahl, genügend deutsche Frauen zur Gattenwahl zur Verfügung standen. Ja, Deutsche wurden in zahlreichen Fällen sogar von Holländern und Franzosen zur Frau begehrt und brachten so deutsches Blut in ursprünglich holländische und französische Familien.

Um aber ganz sicher zu gehen, empfiehlt es sich, die Stammütter auszuscheiden und nur von den Stammvätern auszugehen. Hierbei ergibt sich, daß Colenbrander folgende Rechnung aufmacht:

	Zahl der Stammväter	Zahl ihrer Kinder	Kinder je Stammvater
Deutsche	913	4.666	5,1
Holländer	520	2.638	5,0
Franzosen	90	523	5,7
Skandinavier	67	340	5,0

Schon aus diesen Ziffern ergibt sich ein entscheidendes Übergewicht der deutschblütigen Stammväter. Die neuen Forschungen ergaben aber statt der 913 deutschen Stammväter Colenbranders 1610 verarbeitete deutsche Stammväter, also rd. 700 mehr. Diese 700 haben sicherlich auch

Nachkommenschaft gehabt, die den obengenannten Ziffern Colenbranders zuzurechnen sind. Käme also schon Colenbranders Material richtig ausgewertet ein Übergewicht der deutschblütigen Abstammlinge am Bürenvolk annehmen, so machen es die Untersuchungen von Schmidt-Pretoria und Moriz zur Gewißheit.

Zusammenfassend muß man dem bürischen Historiker Dr. Preller zustimmen, der schrieb: „Auf kein anderes Bevölkerungsmodell können wir, was die Bildung unserer Nation angeht, so viel Gewicht legen, wie auf die deutsche Stammesgruppe“ und Oswald Pirrow, damals Wehrminister der Südafrikanischen Union, brachte beim Empfang deutscher Seeleute der „Enden“ im Jahre 1934 zum Ausdruck, daß mehr als die Hälfte der Südafrikaner deutsches Blut in den Adern habe.

Daß die Deutschen einen so starken blutmäßigen Anteil am Bürenvolk haben, ist nicht verwunderlich. Als die Holländer ans Kap gingen, um dort einen Handelsstützpunkt zu schaffen, aus dem ihre einzige Siedlungskolonie zu werden, war in Deutschland gerade der 30jährige Krieg im Ende gegangen und hatte namenloses Elend hinterlassen. Um eben diese Zeit stand Holland auf der Höhe seiner Entfaltung. Das kleine Volk, seit langem schon der bedeutendste Schiffbauer der Welt — um 1600, also noch mitten im Kampfe mit Spanien, baute Holland 2000—3000 Schiffe im Jahr —, war zum „Schiffsbahern“ Europas geworden. Noch 1670, als Hollands Stern schon im Sinken war, gebödeten von den rd. 3 Millionen Tonnen europäischen Schiffsraumes über 1 Million allein den Holländern. In der Glanzzeit fuhren etwa 30000 Schiffe unter holländischer Flagge.

Einen solchen Schiffsparc bemannen; ein Kolonialreich aufbauen, das auf seiner Höhe mit dem englischen in Vergleich treten konnte; Soldaten in die Kolonien schicken; zahllose Faktoreien anlegen und all das zu einer Zeit, in der jede seemannische und koloniale Betätigung ein Vielfaches an Opfern und damit Nachschub erforderte, als heute, war Hollands Bevölkerung zu klein. Mit etwa 1 Million Köpfen konnte Holland nicht sein Gemeinwesen in Europa aufrechterhalten und zugleich weltweite Politik treiben. Hoffnungslosigkeit im eigenen Lande trieb zahllose Deutsche aus der Heimat, lockte Chance zog sie nach Holland. Deutsche lag man dort gerne, weil sie zuverlässig waren und keine eigenen Kolonialpläne hatten, wie Engländer, Spanier, Portugiesen und Franzosen. Deutsche drängten sich geradezu in den Dienst Hollands und seiner Ostindien-Compagnie. Ein Zeitgenosse schildert sehr anschaulich einen Innenverbot im Gebäude der Ostindien-Compagnie:

„Ich habe selbst mitangesehen, daß einige Kerls bis zu den Fenstern der zweiten Etage über der Haustür geflettert sind, sich an die eisernen Gitter angehalten und so schwebend abgewartet haben, bis die Tür unter ihnen geöffnet wurde. Sie haben sich dann heruntergelassen, sind auf die Köpfe der unter ihnen an der Türe stehenden Leute gefallen und auf solche Weise von diesen in das Haus hineingetragen worden.“

Diejenigen aber, die nicht angenommen, sondern abgewiesen wurden, gaben darum ihre Hoffnung noch nicht auf. Sie warteten etwa eine Stunde oder anderthalb, zogen auch wohl eine andere Montur an, und drängten Johann aufs neue herzu.

Solches konnte in Notzeiten unseres Volkes geschehen. Zeitlos vorhanbene völkische Lebenskraft drängte in die fremde. Aus der abfließenden Lebenskraft des deutschen Volkes ist in tiefster Notzeit der Keim zum heutigen Bürenvolke gelegt worden.

Ansch. d. Verf.: Böln-Marienburg, Goltsteinstr. 209.

Heljar Mjösen:

Was du wissen mußt (III)

Vererben sich erworbene Eigenschaften?

Frage III: Man pflegt beim Menschen zwischen zweierlei Eigenschaften zu unterscheiden: die ererbten und die erworbenen. Wenn jemand blaue Augen hat, sagt man, er habe diese Eigenschaft geerbt. Wenn jemand durch Überanstrengung eine Herzerweiterung erhält, sagt man, er habe diese Eigenschaft erworben. Nun fragt es sich: vererben sich dergartig erworbene Eigenschaften?

Antwort: Der französische Naturforscher Lamarck gründete seine Theorie über Entstehung und Entwicklung der Arten auf die Annahme, daß eine Vererbung erworbener Eigenschaften stattfindet. Durch Gebrauch und Nichtgebrauch der verschiedenen Organe werde seiner Meinung nach die erbliche Qualität der Nachkommen schon von Anfang an, also durch Vererbung geändert. So meinte er z. B., daß die Straffe ihren langen Hals im Laufe der Zeiten bekommen habe, indem sie ihn nach hochhängenden Früchten streckte. Durch das dauernde Strecken der ertlichen Hüfte kämen dann auch die Nachkommen mit längeren Halsen zur Welt.

Später ist diese Theorie mehr und mehr verlassen worden. Es hat sich herausgestellt, daß eine erbliche Übertragung von Eigenschaften überhaupt nicht stattfindet, sondern nur eine solche von Erbanlagen. Die Erbanlagen und die Eigenschaften eines Individuums sind grundsätzlich verschiedene Dinge. Wir wissen z. B. jetzt, daß ein Individuum die Erbanlage einer Eigenschaft, die es selbst nicht erkennen läßt, weitertragen kann (sogenannte rezessive [überdeckte] Vererbung). Wenn zwei braunäugige Eltern ein blauäugiges Kind bekommen, findet eine dergartige Vererbung statt. Durch diese scharfe Trennung zwischen Erbanlagen und Eigenschaften ist der Lehre Lamarcks ihre eigentliche Grundlage entzogen.

Der deutsche Forscher August Weismann war es, der zum ersten Male die scharfe Grenze zwischen Erbanlagen und Eigenschaften zog. Während die Erbanlagen unmittelbar von Generation zu Generation weitergeführt werden, ist der übrige, dem Einfluß der Umgebung ausgelegte Teil des Organismus in diesem Sinne als ein an und für sich belangloser „Anhang“ anzusehen, ohne jede Einwirkung auf die erbliche Beschaffenheit der Nachkommen.

Auch die

Darwinsche Theorie

wurde z. T. durch die Kritik Weismanns betroffen. Darwin erklärte die Entwicklung von niederen zu höheren Arten in der Weise, daß die Natur eine Auswahl der anpassungsfähigsten Individuen trifft, und die weniger anpassungsfähigen zugrundegehen läßt. Dazu bestand nach Darwins Auffassung ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Körpersubstanz und Erbsubstanz, so daß die Lebensweise der Individuen einen Einfluß auf den Erbstoff, der weiter gegeben wird, ausübt. Eben dieser „Lamarckische“ Teil des Darwinismus wird durch die Weismannsche Kritik berührt, sowie überhaupt diese ganze Theorie als für die Erklärung der Evolution (Höherentwicklung) unzulänglich gilt. Durch Pflanzen- und Tierexperimente hat sich erwiesen, daß die Auslese zwar eine Wirkung, aber eine mittelbare Wirkung hat, jedenfalls keine Wanderng der Erbsubstanz hervorruft und daß damit der Darwinschen Theorie die Grundlage entzogen wurde. Andererseits ist festgestellt worden, daß die Forscher den Fehler begangen haben, die Versuchstiere ihrer natürlichen Umwelt zu entziehen, und damit das

grundlegende Prinzip der Entwicklung: den Kampf ums Dasein auszuscheiden.

Die verkrüppelten Füße der Chinesen.

Fände eine Vererbung erworbener Eigenschaften statt, würde manches anders aussehen. Z. B. müßten die Chinesen mit verkrüppelten Füßen zur Welt kommen. In China wurden durch Tausende die Füße der Frauen von früher Kindheit an zusammengeschnürt. Trotzdem kamen die Nachkommen immer wieder mit normalen Füßen zur Welt. — Auch erworbene Krankheitszustände vererben sich nicht. Wir kennen kein Beispiel, daß eine durch Überanstrengung erworbene Herzerweiterung oder Aterienverengung sich jemals vererbt hätte. Die Ergebnisse einer langen Reihe von Pflanzen- und Tierexperimenten deuten in derselben Richtung: Feins spricht für, die meisten aber gegen eine Vererbung erworbener Eigenschaften.

Ein aufgeklärtes „Mißverständnis“.

Die Annahme von einer Vererbung erworbener Eigenschaften wird sich wahrscheinlich nie ganz verlieren. Dazu ist die Volksphantasie zu reger, um eine so interessante Möglichkeit aufgeben zu wollen. Immer wieder wird von neuen „Beispielen“ berichtet, die angeblich den „endgültigen“ Beweis liefern sollen. Hier sei ein typischer und ganz interessanter Fall, der durch Licht. B. Davenport mitgeteilt worden ist, erwähnt:

Es handelt sich um einen Fall, wo Mutter und Tochter beide an einem Defekt der linken Hand litten, der darin bestand, daß ein Finger (der Ringfinger) kürzer war als die andern. In einem Brief erzählte die Mutter, daß sie selber den Defekt als Kind erworben habe, und zwar durch einen kräftigen Schlag auf den vierten Knöchel der linken Hand (den Ringfingerknöchel). Dadurch sei der Ringfinger bedeutend kürzer und auch etwas krumm geworden. Das merkwürdige war nun, schrieb sie, daß ihre kleine Tochter eine linke Hand hatte, die ganz dieselbe Knöchelanomalie und Verkrüppelung zeige. Es könne sich ihrer Meinung nach nur um die Vererbung einer erworbenen Eigenschaft handeln.

Eine nähere Untersuchung des Falles ergab eine andere Erklärung. Durch Röntgenaufnahmen der linken Hände von Mutter und Tochter stellte sich heraus, daß die Verkrüppelung des Ringfingers nicht etwa von einem Schlag herührte, sondern mit einer Verkrüppelung des Mittelhandknöchels des Ringfingers (also benachbarten Teil des Knöchels, der „in der Hand drin“ liegt) in Zusammenhang stand. Der Schlag hatte den Fehler nicht hervorgerufen, sondern nur die Aufmerksamkeit auf das Vorhandensein dieses Fehlers gelenkt. Es handelt sich also um einen erblich bedingten und nicht um einen erworbenen Fehler.

Kann sich der Erbstoff ändern?

Wie erwähnt die Unveränderlichkeit der Erbmasse gegen äußere Beeinflussung. Dies gilt freilich nicht unbegrenzt. Es gibt äußere Beeinflussungen, die so „stark“ sind, daß sie Veränderungen in der Erbmasse hervorrufen können, z. B. Röntgenstrahlen. Also erbliche Veränderungen. In diesem Sinne kann man von einer „Erwerbung erblicher Anlagen“ sprechen. (Das ist aber etwas ganz anderes als die oben besprochene „Vererbung erworbener Eigenschaften“.)

Die sogenannten „Mutationen“ (sprungweise Veränderungen des Erbstoffes) gehören hierhin. Man hat eine Reihe bedeutungsvoller Experimente mit der sogenannten „Obstfliege“ ausgeführt, der man durch starke äußere Beeinflussung neue erbliche Anlagen zuführte. Man hat sogar die Stoffliche Grundlage der Erbanlagen — die sogenannten „Gene“ gefunden. Wenn eins oder mehrere Gene — z. B. durch Röntgenbestrahlung — zerstört werden, werden gleichzeitig die an diese Gene gebundenen Erbanlagen zerstört.

Die meisten neu entdeckten Mutationen (Erbänderungen) sind ungünstiger Art — sog. Verlustmutationen. Überhaupt läßt sich kein eigentlicher „Sinn“ oder „Plan“ in der Rattgefundenen Veränderung nachweisen. Sie sind

keineswegs auf ein Ziel, z. B. die Höherentwicklung gerichtet.

So viel steht fest, daß die Unveränderlichkeit des Erbstoffes keine absolute ist. Er kann beeinflusst werden. Und höchst wahrscheinlich nicht nur durch künstliche äußere Veränderungen, sondern auch durch natürliche äußere Veränderungen (wenn auch die Forschung diese noch nicht feststellen kann). Man darf wohl annehmen, daß eine zweckseitige Beziehung besteht zwischen dem Individuum und dem Erbstoff, den es weiter führt. Ohne eine solche Beziehung wäre die Lebensweise der Individuen im „biologischen“ Sinne zwecklos.

Inschr. des Verf.: Vinderen-Oslo.

Buchbesprechungen

Kopp, W.: „Rassenpolitik im Kriege“. 1941. Hannover, M. & S. Schaper. 121 S. Preis RM. 2.50.

Schon heute ist vorauszusehen, daß das Kriegsergebnis uns vor entscheidend wichtige bevölkerungspolitische Aufgaben stellen wird. Acht Männer, die durch ihre verantwortliche Arbeit im Staat, Partei und Wissenschaft berufen sind, hier mitzureden, äußern sich zu den künftigen Aufgaben und ihren wissenschaftlichen, weltanschaulichen und politischen Voraussetzungen. Nach einer wichtigen politischen Einleitung von Groß fordert Febr. v. Verschuier eine Anpassung der Großstadt an die bevölkerungspolitischen und rassenhygienischen Notwendigkeiten. Sehr energisch nimmt Jungmichel den Kampf gegen die noch immer nicht überwundene Abtreibungsfeude auf. Secht schildert die Bedingungen der echten und der unechten Urvölkung und fordert scharfe biologische Trennung des Deutschen Volkes von den in das neue Deutsche Reich eingegliederten fremdvölkischen Gruppen. Köhner („Kasse als Lebensgesetz“) wendet sich in erfekullider Frische gegen die Verfälschungsverfuche sowohl von kirchlicher als auch von offkuller Seite und fordert, daß der Rassengedanke Bezugsmittelpunkt für alle Lebensgebiete, nicht nur der Kultur, der Wissenschaft und der Politik, sondern auch der Religion und der praktischen Lebensführung ist. Deschlow begründet die Forderungen der Bevölkerungspolitik an den Wohnungsbau, welche inzwischen durch den Erlaß des Führers vom 15. November 1940 verwirklicht worden sind. Popp schildert beispielhaft die bevölkerungspolitische Lage des Gaues Südhannover — Braunschweig, die auch heute noch nicht zu übertriebenem Optimismus berechtigt, zumal gerade rassistisch wertvolle Bevölkerungsschichten noch hinter dem Reichsdurchschnitt zurückbleiben. Brüggemann berichtet kurz über die wertende Siebung erbwürdiger Familien durch den Reichsbund Deutsche Familie. Das Buch findet seinen Abschluß in Ausführungen des Herausgebers Walter Kopp, „Rassenpolitik — die Aufgabe unserer Zeit“, in welchen die Einzelergebnisse der vorangegangenen Arbeiten grundfänglich zusammengefaßt werden.

Der im Titel enthaltene Begriff „Rassenpolitik“ deckt sich nicht ganz mit dem tatsächlichen Inhalt des Buches, welches sich mit dem gesamten Fragegebiet der Bevölkerungspolitik beschäftigt. Man sollte den Begriff der Rassenpolitik nicht durch falsche Anwendung des Wortes verwässern. Das ausgezeichnete Buch gehört in die Hand jedes Bevölkerungswissenschaftlers und jedes Schulungsleiters.
H. Paul.

Schulz, J. H.: „Geschlecht — Liebe — Ehe. Die Grundtatsachen des Liebes- und Geschlechtslebens in ihrer Bedeutung für Einzel und Volksgemein. 176 S. 2 Abb. 1941. München, E. Reinhardt. Bant. RM. 2.40, Leinen RM. 3.60.

Man spürt auf jeder Seite des Buches, daß es von einem erfahrenen und mit den menschlichen Höhen und Tiefen vertrauten Seelenarzt stammt. Die Darstellungsart hält sich, in wohlwendem Abstand von anderen Schriften gleichen Inhalts, fern von billigen materialistischen oder rein physiologischen Erörterungen, sie legt vielmehr das Hauptgewicht auf das Erlebnis des Einzelnen und seine persönliche Entwicklung und Förderung, ohne bei diesem für völkischen Belang so entscheidenden Gebiete die Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit zu vernachlässigen.

Das Buch wird fraglos so manche Torheit und Fehlentwicklung verhüten und einer gefunden, natürlichen, der Ehe und dem Volke verpflichteten Haltung und Lebensführung dienen können. Es ist für solche bestimmt, die vor der Ehe stehen oder schon verheiratet sind.

J. Schottky.

Kersten, O.: „Geschlechtliche Jugendziehung. 1941. Stuttgart, J. Enke. 64 S. Geb. RM. 1.60.

Man kann diesen Sonnerdruck aus dem Buche „Praxis der Erziehungsberatung“ uneingeschränkt lehren, Erziehern und Eltern empfehlen. Das Thema wird mit großem Verständnis für die pädagogischen und gleichzeitige für die naturgesetlichen Grundlagen behandelt. Es sucht auf dem Wege einer natürlichen und dem jeweiligen Alter des Kindes angepassten Weise in der Aufklärung sowohl die Gefahr einer falschen Pröderie zu vermeiden wie auch den Jugendlichen vor den Folgen eines vermeintlichen Rechtes auf den eigenen Körper zu bewahren. In wohl abgemessener Weise werden die Belange der persönlichen Entwicklung und Lebensgestaltung und zugleich die übergeordneten Gesichtspunkte von Familie und Volk berücksichtigt.
J. Schottky.

Haafe-Bessell, G.: „Volk und Rasse in ihren Beziehungen zueinander. 1939. Heidelberg, Berlin-Magdeburg, A. Vowinkel. 20 S. Preis RM. —.60.

Die kleine Schrift macht es sich zur Aufgabe, das Wesen von Volk und Rasse, sowohl vom genetischen als auch vom geopolitischen Standpunkt zu klären; sie wiew

aber dieser Aufgabe nicht ganz gerecht, und zwar weil es der Verfasserin nicht gelingt, den Volksbegriff gegen den Rassebegriff eindeutig genug abzugrenzen. Selbst dem aufmerksamsten Leser verweisen sich schließlich die Grenzen. Trotzdem enthält die Schrift manchen klugen Gedanken, mit dem sich auseinandersetzen lohnt. A. Paul.

Paul, A.: Jüdisch-deutsche Blutmischung. Veröffentl. aus dem Gebiete d. Volksgesundh. 1940. Berlin, A. Schoen. 164 S. RM. 6.40.

Die Arbeit untersucht, welcher Art die Juden und die Deutschen waren, die miteinander geschlechtliche Verbindungen eingingen, ferner die daraus stammenden Mischlinge und die Deutschen, die sich noch nach 1935 mit diesen einließen. Die sehr sorgfältige und gewissenhafte Untersuchung kommt zu Ergebnissen, die für die zukünftige Rechtsgestaltung wertvolle Unterlagen liefern. Die Blutmischung erfolgte in sehr hohem Maße unehelich und die unehelichen Mischlinge pflanzten sich wiederum besonders stark unehelich fort. Ein überdurchschnittlicher Teil der Mischlinge zeigte auch erbbiologische Minderwertigkeiten, die sich bei den nach 1935 geborenen unehelichen Mischlingen 2. Gr. häuften. Die Schicht der Unehelichen wird durch die Unmöglichkeit, trotz Verbots die unerwünschte Fortpflanzung zu verhindern, mehr und mehr zum Aufgangbecken erbbiologischen Bodensages. Die Mischlinge 1. Gr. erliegen die ihnen vererbte eheliche Fortpflanzung durch außereliche, vorenehmlich mit erblich geringwertigen deutschen Menschen. S. J. Lemme.

Huth, A.: Zur Psychologie und Soziologie der großstädtlichen Berufsnachwuchslentung. 1941. München, Verlag Arbeitsstelle München für Volksforschung und Seimaterziehung.

Der Berufsnachwuchslentung sind in der Gegenwart entscheidend wichtige Aufgaben zuteil geworden. Es gilt, dem Mangel an Fachkräften durch eine starke soziologische Siebung zu begegnen. Die Grundlage dieser Siebungsarbeit bildet die Begabungsforschung. Sie geht aus von einer Dreigliederung aller Berufstätigen in Hilfskräfte, Spezialkräfte und Fachkräfte. Der Nachwuchs soll jeweils derjenigen Gruppe zugeführt werden, der er seiner Begabung nach entspricht. Verf. ist sich über die Lebbedingtheit der Begabung klar und weiß, daß sich mit dieser soziologischen Umsichtung eine große erbbiologische Umsichtung vollzieht, die der Bevölkerungspolitik beobachtet und für seine fünfjährige Arbeit in Rechnung setzen muß. Die Ausführungen des Verf. sind von grundsätzlicher Bedeutung und für jeden Bevölkerungswissenschaftler außerordentlich aufschlußreich. A. Paul.

Groß, W.: Die Bevölkerungsstruktur des Gau's Oberdonau. 1940. Linz, Buchdruckerei des Reichsgaues Oberdonau. 46 S.

Die Schrift stellt sich die Aufgabe, in übersichtlichen Karten, graphischen Zeichnungen und knappem Text Bevölkerungsbewegung, -verteilung, Altersaufbau und Wirtschaftszugehörigkeit der Bevölkerung als Grundlage für bevorstehende Wirtschaftsplanungen im Gau Oberdonau darzustellen. Der Mensch erscheint als wichtigster Faktor jedes Produktionsprogramms. „Jedes neugeborene Kind ist in 20 Jahren eine heifersehnte Arbeitskraft.“ Die Zahlenangaben für die einzelnen Stadt- und Landkreise entsprechen dem Stand von 1939 und 1940. Ähnlich vorbildliches Schulungsmaterial sollte auch für andere Gebiete verbreitet werden. S. Wälfker.

Beischerer, J.: Das Kirchspiel Stünzhain. Ein Beitrag zur Rassenkunde und Sozialantropologie Ostbairischens. Jena 1940. Preis geb. RM. 6.—.

Die Untersuchung ist aus den Instituten von Scheidt in Hamburg und Strauß in Jena hervorgegangen; sie bezieht die Heimatfunde, die Bevölkerungsentwicklung, die ständischen Berufsgruppen und ihre Kinderzahlen, die Altanfässigkeit und die Zeitsatzpreise der altanfässigen Bevölkerung ein, aber auch die körperlichen Rassenmerkmale nach Altersgruppen und Berufsgruppen gegliedert. So bildet sie einen Beitrag zu einer allgemeinen historischen und biologischen wie ethnologischen Bestandsaufnahme des deutschen Volkes. Besonders wichtig sind die letzten Abschnitte, die einmal alle Vergleichsgruppen der Einzeluntersuchungen aus dem mittelbairischen Raum zusammenfassen. Hierbei zeigt sich, wie notwendig als Voraussetzung für jegliche Rassengliederung eine rassenfundierte Norm für alle Einzeluntersuchungen wäre, durch die endlich erst einmal das nötige Material für die unzähligen Gesamtdarstellungen der Rassenzusammensetzung des deutschen Volkes geliefert würde. S. Bremser.

Müller-Brandenburg: Gedanken an den Reichsarbeitsdienst. 1941. Leipzig, G. Heinig. 48 S. RM. 1.80.

Es sind sehr besinnliche Gedanken, vor allem über den erzieherischen, sozialen und Erlebniswert des RAD. fähig dieser doch alle Volksschichten als arbeitendes Volk zusammen und gibt allen das Erlebnis von der Arbeit als dem „größten Segen Gottes“ (Hiel). Hervorzuheben sind auch die Urteile des Verfassers, eines Oberleiters der Arbeitsverwaltung, über allgemeine Fragen wie Maschinenzeitalter, bisherige Bewertung des arbeitenden Menschen, Geschichte und kulturellen Fortschritt, weibliche Erziehung, Frauenbewegung. P. L. Brieger.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Dorbereitende Planungsarbeiten für die Aus- und Umsiedlung der ländlichen Bevölkerung.

Unter Leitung des Reichsärztes werden zur Zeit in sämtlichen Landesbauernschaften des Großdeutschen Reiches vorbereitende Erhebungen angestellt, die die Aus- und Umsiedlungsmöglichkeiten nach Beendigung des Krieges feststellen sollen. Diese Arbeiten erfolgen in engstem Einvernehmen mit den zuständigen Dienststellen unter besonderer Beteiligung der Leitungen der NSAP. Die Grundlage bilden Erhebungen des Stabsamtes des Reichsbauernführers, in denen festgestellt wurde, daß in

den weißdeutschen Grenzgebieten rund 400000 Familien zur Auswanderung gelangen müssen, um das verbleibende Bauerntum auf eine lebensfähige Grundlage zu stellen. Soweit die Arbeiten in dem Gebiete östlich der Elbe angefallen sind, kann auch dort bereits festgestellt werden, daß ebenfalls ein großer Teil des Kleinbauernums als Siedlungsreserve für die Ansiedlungen in den besetzten Gebieten des Ostens zur Verfügung steht. Im Reichsgau Danzig-Westpreußen wurden besonders in den Kreisen Rosenburg, Elbing und Danzig-Land ungesunde Bodenbesitzverhältnisse erkannt, die nach Beendigung des Krieges

zur Vereinigung Formen müssen. Das Verhältnis zwischen Kleinbäuerlein und Großgrundbesitz ist zum Teil äußerst ungesund.

Institut für Ostforschung an der Universität Königsberg. An der Universität Königsberg wurde vor kurzem ein Institut für Ostforschung ins Leben gerufen, zu dessen Leiter der frühere Rektor des Herzoginstitutes in Riga, Professor Wilhelm Klumberg, berufen wurde. Das Institut wird die Aufgabe haben, sämtliche den Osten betreffende Fragen zu erforschen und zu bearbeiten.

Planung und Gestaltung der neuen Reichsgebiete. Wie der Beauftragte für Planung des Reichskommissars für die Festsichtigung deutschen Volkstums, Professor Konrad Meyer, kürzlich betonte, wird der Neuaufbau im Osten hauptsächlich die Schaffung eines biologisch gesunden und wirtschaftlich lebensfähigen Bauerntums zum Ziel haben. Soll der Volkstumskampf im Osten gewonnen werden, so wird die überwiegende Mehrheit der landwirtschaftlichen Betriebe in bäuerlicher und großbäuerlicher Hand liegen müssen. Die Überprüfung der Familien, die nach dem Osten zu siedeln wünschen, wird von dem Reichsnährstand bereits laufend vorgenommen. Voraussetzung für die Anstellung im Osten ist der Erwerb des Neubauernscheines, der die Familie als rassistisch, erbbiologisch, politisch und wirtschaftlich einwandfrei ausweist.

Ehrenpatenschaften und Erbgesundheits. Der Reichsminister des Innern hat in einem Erlass betont, daß vor Übernahme von Ehrenpatenschaften in Zukunft die Frage der Erbgesundheit der Familie eingehend geprüft werden muß. Dem Antrag muß eine Erklärung des Amtes für Volksgesundheit der VSDAW beiliegen, daß gegen die Familie in erbgesundheitspolitischer Beziehung keine Bedenken geltend gemacht werden.

Gesetz zur Erhöhung der Sondermittel für Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen. Die Reichsregierung hat in einem Gesetz beschlossen, daß für Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen im Rechnungsjahr 1940 320 Millionen RM. und ab 1941 jährlich 500 Millionen RM. aus dem Anteil des Reichs an der Einkommensteuer verwandt werden sollen.

Bevölkerungspolitische Staatsbeihilfen von 1935 bis 1940. Wie Staatssekretär Reinhardt kürzlich ausföhrte, wurden neben der Berücksichtigung des Familienstandes bei den Besitzsteuern vor allem direkte Beihilfen bevölkerungspolitischer Art gewährt und zwar von August 1933 bis Dezember 1940 1680488 Ehestandsdarlehen mit 1025,77 Mill. RM., von Oktober 1935 bis Dezember 1940 1099479 einmalige Kinderbeihilfen mit 322,33 Mill. RM., von April 1938 bis Dezember 1940 289214 Ausbildungsbeihilfen mit 49,10 Mill. RM., von Oktober 1938 bis Dezember 1940 106522 Einrichtungsdarlehen mit 31336 Einrichtungszuschüsse für die Landesbevölkerung mit 81,77 Mill. RM. und ab August 1936 bis Dezember 1940 laufende Kinderbeihilfen an zuletzt 1575088 Familien mit 2941650 Kindern in der Höhe von 1081,94 Mill. RM.

Die Anstiege der Neubauern. Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft hat in einem Erlass die bereits früher ergangenen einzelnen Richtlinien über die Auswahl und Ansetzung der Neubauern zusammengefaßt. Danach wird dem Reichsnährstand die Aufgabe übertragen, die sachliche, rassistische, erbbiologische, politische

und charakterliche Überprüfung der Bewerber um den Neubauernschein durchzuführen. Außerdem muß jeder Neubauernscheinhaber vor seiner Ansetzung auf seinem Hof um die Ansetzungsgenehmigung bei seiner zuständigen Heimatlandesbauernschaft nachsuchen.

Gewährung von bevölkerungspolitischen Beihilfen an deutsche Staatsangehörige im Protektorat Böhmen und Mähren. In einem Erlass des Reichsministers der Finanzen vom 15. Februar 1941 wird bestimmt, daß die Ehestandsdarlehen, Kinderbeihilfen, Ausbildungsbeihilfen, Einrichtungsdarlehen und Einrichtungszuschüsse für die Landesbevölkerung mit Wirkung vom 1. Januar 1941 ab an deutsche Staatsangehörige gewährt werden können.

Kinderzahl und Lebenshaltung. Das arbeitswissenschaftliche Institut der Deutschen Arbeitsfront hat Erhebungen über die Lebenshaltungskosten verschiedener Familiengruppen angestellt. Es wurden rund 1000 Arbeiterhaushaltungen überprüft und zwar Haushaltungen ohne Kinder, mit 1 Kind, mit 2 Kindern, mit 3 Kindern und mit 4 und mehr Kindern. Dabei wurde festgestellt, daß bestimmte Ausgaben — wie z. B. für Ernährung — mit der Kinderzahl ansteigt und zwar in den obengenannten 5 Gruppen von 36,6 bis zu 44,3%. In dieser Summe geben kinderlose Haushaltungen 4,6% des Einkommens für Genussmittel aus, während kinderreiche Familien für denselben Zweck nur 3,3% aufwenden. Die Ausgaben für Wohnungsmiete werden ebenfalls in den kinderreichen Haushalten nach Möglichkeit niedriger gehalten als in den kinderarmen. Für Bekleidung und Wäsche sind die Ausgaben in den kinderreichen Familien wieder höher als die in den kinderarmen, während die Ausgaben für Heizung, Einrichtung der Wohnung, Ausbildung der Kinder, Fabergel, Körper- und Gesundheitspflege in den kinderreichen Familien niedriger als in den kinderarmen liegen. Die Berechnungen bringen zum Ausdruck, daß die kinderreichen Familien im Gegensatz zu den kinderarmen vielfach nicht in der Lage sind, sich in der Lebenshaltung so zu stellen, wie es heute als erstrebenswert anzusehen ist.

Die bevölkerungspolitischen Verhältnisse in Belgien. Die Einwohnerzahl Belgiens ist von 5520000 im Jahre 1880 auf 8396276 im Jahre 1939 angestiegen. Die Zunahme beträgt demnach 52%. Sie ist jedoch landschaftlich verschieden. So betrug die Zunahme in Brabant beispielsweise 79%, in Antwerpen 132%, in Limburg 100%, in den wallonischen Provinzen beträgt die durchschnittliche Zunahme nur 28%. Im Jahr 1880 wohnten noch 57,04% der Bevölkerung in Gemeinden unter 5000 Einwohnern. Im Jahr 1930 waren es nur noch 39,52%, die Bevölkerung der Städte mit 25—100000 Einwohnern nahm in diesem Zeitabschnitt beträchtlich zu, sie liegt auf 8,7% auf 17,3%. Die Verdichtung ist in den wallonischen Provinzen besonders stark. Zeigend ist, daß in den letzten 35 Jahren die Geburtenzahlen um 34,8% gesunken sind. Der Geburtenrückgang setzte zunächst in den wallonischen Gebieten ein und begann dann später auch in den flämischen Landesteilen. Trotzdem ist die Geburtenzahl in Flandern stets höher als in Wallonien. Hier macht sich vor allem der Unterschied zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung bemerkbar. Die Zunahme der Bevölkerung Belgiens in den letzten Jahrzehnten ist vor allem auf die flämische Bevölkerung zurückzuführen. Sie hat sich gegenüber liberalistischen Verkäufersmeinungen kraft ihrer gesunden bäuerlichen Lebenshaltung weit widerstandsfähiger erwiesen als die verährten Wallonen.